

Gräfin Luisa von Robiano



ANNE BOLEYN

Erster Band

Inhaltsverzeichnis

1. Anne Boleyn - Mary Tudor.	6
2. Anne in Frankreich als Hofdame.	15
3. Prinzessin Marys Wiedervermählung mit dem Herzog von Suffolk.	30
4. Franz I. und die junge Hofdame.	42
5. Das Feld von Gold. Die königlichen Verehrer.	49
6. Katharina und Mary Boleyn.	56
7. Mary Boleyns Verbindung mit William Carey. Heinrichs Gewissenskrupel wegen seiner Ehe mit Katharina.	62
8. Annes Liebe zu Franz I. Ihre Rückkehr nach England.	67
9. König Heinrich und sein Günstling, Kardinal Wolsey.	73
10. Annes heimliche Verlobung mit Lord Henry Percy.	79
11. Heinrichs Bekenntnis gegen Wolsey. Percy vom Hof verbannt.	87
12. Annes Entfernung vom Hof. Abschied bei Katharina. Annes Leben auf dem Land.	97
13. Heinrichs Besuch. Erhebung der Familie Boleyn.	105
14. Kardinal Wolseys Fest. Heinrichs Liebeserklärung an Anne.	113
15. Die Pest am Spieltisch. Heinrichs erster Brief an Anne.	119
16. Kardinal Campeggio. Erste feierliche Sitzung wegen der Gültigkeit von Katharinas Ehe.	128

17. Annes heimliche Verlobung mit dem König.	134
18. Reginald Pole. Prinzessin Mary. Anne in Suffolk House. Campeggios Abschied. Demütigung Wolseys. Entwendung der königlichen Korrespondenz.	141
19. Anne erscheint öffentlich als Braut in Greenwich. Cranmers erste Zusammenkunft mit König Heinrich.	166
20. Wolseys Ungnade. Cranmer bei Wolsey.	177
21. Wolsey in der Verbannung, seine Verhaftung und sein Tod. Percy.	190
22. Papst und König	207

Gräfin Luisa Mary von Robiano

Anne Boleyn

Erster Band

Historischer Roman

Constenoble
Jena 1867

1.

Anne Boleyn - Mary Tudor

Es war ein schöner, warmer Septembertag im Jahr 1514. Eine fröhliche Gesellschaft hatte die alten ehrwürdigen Räume des Schlosses Hever¹ belebt, heitere, frische jugendliche Stimmen hatten im Gesang und in harmlosen Scherzen sich darin vernehmen lassen. Die Gesellschaft galt der ältesten Tochter des Sir Boleyn. Man feierte zugleich deren Ernennung zum Ehrenfräulein der Prinzessin Mary von England und den Abschied von den Freunden der Kindheit und Jugend.

Die übrigen Gäste haben sich entfernt. Nur die vertrautesten Freunde Annes, Henry Wyatt, ein Jüngling von achtzehn Jahren, dessen jugendliche poetische Geistesprodukte bereits den Stern ahnen ließen, der einst England schmücken sollte, sowie dessen Schwester waren zurückgeblieben und weilten mit den Geschwistern Annes, Georg und Mary, in traulichen Gesprächen auf dem steinernen Altan.

Die jungen, lebensfrischen Gesichter zeigten nicht mehr die Heiterkeit, welche sie den Tag über zur Schau getragen hatten. Alle waren ernst und wehmütig gestimmt und fühlten, dass eine neue Epoche in ihren freundschaftlichen Beziehungen begonnen hatte. Wyatts Vater war der nächste Gutsbesitzer der Boleyns. Von Kindheit an hatte eine innige Freundschaft zwischen beiden Familien geherrscht, waren von den Eltern schöne Pläne mit der Vereinigung der Kinder Henry und Anne geschmiedet worden.

Anne selbst hatte die Freude über die Gewährung ihres Wun-

¹ Grafschaft Kent

sches vergessen; sie sprach nicht mehr jubelnd von ihrer bevorstehenden Reise nach Paris noch von dem Glanz des Hoflebens.

Das vierzehnjährige Mädchen, obwohl sie bereits im Schloss eine kleine Dame darstellte und durch ihre reichen Kenntnisse weit über ihr Alter geistig gereift schien, war dennoch im Herzen ein Kind. Nicht ohne Schmerz und Wehmut trennte sie sich von ihrer Freundin, von der lieblichen jüngeren Schwester Mary - aber am schwersten wurde ihr der Abschied von Wyatt, dem feurigen, lebendigen jugendlichen Verehrer.

Die alte Gouvernante, die Erzieherin der mutterlosen Boleyn'schen Kinder, unterbrach die freundschaftlichen Ergießungen, die Versprechungen und den Jammer. »Es ist bereits zehn Uhr, meine Kinder«, ermahnte sie ängstlich. »Der Diener fürchtet, Sir Wyatt möchte Euch längst erwarten.«

»O, nicht doch!«, rief Henry, indem er aufstand, »es ist ja eine mondhelle Nacht, da gibt es keine Gefahr.«

»Wir wollen doch aufbrechen«, sagte seine Schwester mit weicher Stimme. »Geschieden muss einmal sein.«

»Ach ja! Und wer weiß, wann und wo wir uns wiedersehen, Anne«, sagte Mary.

»O bald!«, entgegnete Anne mit einer Träne in den schönen dunklen Augen. »Mit dem Vater kehre ich wieder zurück, sobald die Vermählung der Prinzessin mit dem König vorüber sein wird.«

»Dann wirst du genug zu erzählen haben«, entgegnete der ältere Bruder neckisch. »Und wir müssen uns wohl dann sehr demütig der Ehrendame gegenüber benehmen.«

»Geh doch! Du schwatzt wieder Unsinn«, rief Anne. »Als ob die Ehrenfräulein mit dem Kleid andere Menschen würden!«

»Oft ist das der Fall, Anne«, warf Wyatt mit ernster Miene ein. »Am Hof darf man nicht scheinen, wie man ist, sondern gerade

ebenso, wie die Etikette es vorschreibt. Ich trage kein Verlangen, in jene Regionen einzudringen. Ich ziehe unsere schöne Natur dem Königssaal und unser freies, frisches Landleben allen steifen Festen dort vor.«

»Ei nun, man kann ja beides haben«, meinte Anne. »Es ist auch schön, wenn man fremde Länder und fremdes Leben kennenlernt, auch nützlich. Ich freue mich doch eigentlich darauf, nun die reizende Prinzessin, meine Herrin, zu sehen.

»Die Arme dauert mich«, sagte Georg teilnehmend. »Wenn es wahr ist, was man sich am Hofe zuraunt, dass diese Staatsverbindung mit dem abgelebten Franzosenkönig ihr das Herz bricht.«

»Wieso?«, fragten die Mädchen zugleich.

»Nun, sie soll einen anderen lieben, einen englischen Edelmann, und dieser sie gern geheiratet haben.«

»Und warum tut sie es nicht?«

»Weil der König wünscht - das heißt befiehlt,- dass sie Ludwig heiratet«, erwiderte Georg kurz.

»Da wird sie denn wohl gehorchen«, sagte Mary Boleyn schüchtern. »Ach, das muss gar schwerfallen!«

»Ja, bitter schwer«, sagte Wyatt mit einem trüben, wehmütigen Blick auf Anne. »Es kann wohl im Leben keinen herberen Schmerz geben als eine unglückliche Liebe.«

»In diesen Fall werde ich nie kommen«, sagte Anne mit Entschiedenheit, »denn ich ließe mich nicht zwingen, jemand gegen meinen Willen zum Gemahl zu nehmen.«

»Dann darfst du nicht lange am Hofe König Heinrichs weilen«, antwortete Wyatt, dessen schönes offenes Antlitz bei diesen Worten eine leichte Röte färbte.

»Bah! Henry«, rief Anne lächelnd aus, »ich bin noch ein halbes Kind! Aber hört einmal, da die Nacht so hell ist, schlage ich vor,

Euch beide eine Strecke Weges zu begleiten. Was meinst du dazu, Georg?»

»Ganz einverstanden. Ist ein treulicher Gedanke.«

»Wir gehen durch den Park«, sagte Wyatt, »bis an die Markung. Der Diener kann mit den Pferden nachkommen.«

Hand in Hand verließen die Freunde bald hierauf das Schloss. Wyatt führte Anne, Georg die beiden anderen Mädchen, mit denen er voranschritt. Als sie eine kleine Anhöhe erreichten, von deren Spitze sich ein schöner Blick auf die umliegenden Orte eröffnete, blieben Wyatt und Anne unwillkürlich stehen. Es war das Bild des tiefsten Friedens und der Ruhe.

»Wie schön!«, sagte Anne leise und mit bewegter Stimme.

»Ja, die Natur bleibt ewig schön«, sagte Wyatt, »Gott hat sie rein erschaffen. Nur wir Menschen mit unserem rastlosen Sinnen und Treiben entweihen den erhabenen Frieden derselben.«

»In diesem Augenblick möchte ich wünschen, diese Stille nie zu verlassen«, erwiderte Anne gedankenvoll, »und doch ... doch glaube ich fast, Henry, dass ich zu den unruhigen, rastlosen Menschen gehöre, von denen du sprichst ... denn es treibt mich mit unsichtbarer Gewalt fort ... und hinaus in die große Welt.«

»Und was erwartest du dort?«

»Ich weiß dir keine Antwort, Henry. Ich erwarte nichts, aber ich suche etwas, einen namenlosen Schatz, ein Glück, für das ich keinen Namen kenne. Ach! Wenn wir mit unserem Auge in die Zukunft schauen und unser Schicksal ergründen könnten, das von der Geburt an einem jeden über den Wolken bestimmt ist! Mich erfasst oft ein namenloses Weh, als ob mir ein düsteres Schicksal zuteilwerde.«

»Der Mensch ist der Schöpfer und der Herr seines eigenen Schicksals«, sagte Wyatt. »Mäßige den rastlosen Geist, liebe

Anne, versuche Frieden in deiner Nähe zu verbreiten, dann wirst du ihn auch selbst finden. Es gibt, neben der erfüllten Pflicht, für das Weib nur ein wahres Glück auf Erden - eine reine Liebe und der Besitz eines reinen Herzens!«

»Ich glaube ... ich werde nie lieben«, sagte Anne errötend, »und noch weniger einen Gemahl glücklich machen. Wollte Gott, ich wäre so sanft und fromm wie meine süße Schwester.«

»Die Stunde wird auch für dich anbrechen, liebe Anne, wo du fühlst, was Liebe ist und vermag; denn die Blume blüht für einen jeden auf dieser Erde, ob kurz oder lang. Du wirst sie aber nicht am Hof finden, die Blume der reinen Liebe; sie gedeiht nur im Boden einer unverdorbenen Seele. Was die Menschen gewöhnlich Liebe nennen, ist nur ein Sinnenwahn. O, Anne, bleibst du bei uns, hier, wo dich alles liebt! Mir bangt für dich, du junges wildes Heideröschen!« Er drückte zärtlich ihre feine Hand an seine Lippen und schaute ihr tief in die Augen, dass das Mädchen sich errötend abwandte.

»Henry, hüte dich vor den Dornen, die an der Rose haften«, sprach sie weich. »Bete oft für mich - und vergiss mich nicht. Du wirst finden, dass ich ebenso treu dir in der Ferne bleibe.«

»Ob nah oder fern, Anne«, erwiderte der Jüngling mit schwärmerischer Begeisterung, »du bleibst der Stern, der meinem Herzen leuchtet, und der Strahl, der meine Poesie durchglüht. Möge dein Schicksal sich trüb oder froh gestalten - der Freund bleibt dir mit unwandelbarer Liebe. Ziehe hin mit Gott - und mögen alle heiligen Geister dein liebes Haupt beschirmen. Jetzt zum Abschied - noch den letzten Kuss.«

Er schlang seinen Arm um sie und drückte lebhaft seine Lippen auf die jungfräuliche Stirn. Dann machte er sich sanft, obwohl widerstrebend, von ihr los und ging allein den anderen nach, welche seiner harrten.

Anne setzte sich gedankenvoll unter den großen Eichbaum und blickte der schlanken Gestalt nach. Dann bedeckte sie das Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich. Flog eine düstere Ahnung in diesem Augenblick durch ihre bewegte Seele, flüsterte ihr ein verwandter Engel zu, dass in Henry Wyatt ihr guter irdischer Genius von ihr schied? Oder empfand das bisher unbefangene Herz zum ersten Mal den Dorn, der an der Rose der Liebe hängt?

Die Ankunft der Geschwister schreckte sie aus ihren Träumen auf. Teilnehmend nahm Georg ihre Hand in die seine, weinend ging Mary neben ihm her.

Stillschweigend legten sie den kurzen Weg zum Schloss zurück, wo die Gouvernante sie besorgt empfing.

Auf ihre Bitten trennte man sich für die Nacht, denn Anne sollte mit ihrem Vater am nächsten Morgen nach London reisen.

Die Schwestern teilten nach der damaligen Sitte ein gemeinsames Lager. Mary war untröstlich über die Trennung, und Anne hatte diesmal kein erheiterndes Wort für die Geliebte.

Auch ihr Herz war bang bewegt, erloschen jede kindische Freude, jeder frohe Blick in die Zukunft. Sie dachte nicht mehr an die reichen Kleider, die für sie bereitlagen, noch an den Schmuck, der ihre dunklen Haare zieren sollte. Sie sah nur in Wyatts liebestrahlenden Augen, fühlte seinen warmen Kuss und vernahm nur noch seine feierlichen Abschiedsworte.

Als Mary längst schon, die Tränen noch an den Wimpern hängend, im Arm der älteren Schwester entschlummert war, suchten Annes dunkle Blicke träumerisch das schöne Mondlicht, dessen Strahlen durch die hohen Fenster auf sie fielen.

Warum bangt es ihm für mich, dachte sie bei sich, warum trauert er um mich und nannte mich sein Heideröschen?

»O, ich werde wiederkommen! Henry! Ich komme wieder zu dir!«, murmelte sie leise, »und vielleicht finde ich hier bei dir das Glück, das du so schön besungen hast!«

Während Anne mit rosigem unschuldigen Lächeln auf den schönen Lippen von einer glücklichen Zukunft träumte, war die verschwiegene Mitternachtsstunde die Zeugin einer anderen, noch schmerzlicheren Trennung. Dasselbe schöne, milde Himmelslicht, welches die Schwestern in Hever Castle umspielte, blickte mitleidsvoll auf ein hohes, edles Paar herab, das sich zum letzten Mal im königlichen Palast umschlungen hält.

Unter dem reichen Samtgewand der königlichen Schwester und dem Festkleid des schönen Herzogs² schlugen Herzen, welche die kalte Staatspolitik Heinrichs VIII. gebrochen hatte. Mary von England, die reizende, viel gepriesene Schwester desselben, lag sprachlos in den Armen des Heißgeliebten, der sie einem ungeliebten Gatten abtreten musste.

»Mary, Mary, mein Ideal, mein Alles«, flüsterte er ihr zu. »Noch ist es Zeit, dich zu retten! Sprich nur ein einziges Wort aus! Alles ist vorbereitet zu deinem Empfang. Auf meinem festen Ahnenschloss biete ich kühn dem König die Stirn!«

»O Charles!«, rief Mary. »Es kann, es darf nicht sein, um meiner Ehre willen. Bedenke auch den Zorn meines Bruders, seine Rache ohne Grenzen! Nein, um meinetwillen darf kein englisches Blut vergossen werden.«

»So wollen wir uns ihm zu Füßen werfen und ihm unsere Liebe frei gestehen!«

Mary schüttelte wehmütig das Haupt. »Umsonst, mein Geliebter, umsonst! Eher gäbe er mir den Tod. Glaube mir, ich habe alles versucht. Selbst meine Bitten, den Nonnenschleier

² Charles Brandon, 1. Duke of Suffolk

nehmen zu dürfen, hat er zornig abgeschlagen. Nichts, nichts bleibt uns als die Entsagung, die Ergebung in Gottes Willen.«
»Sage lieber, in die Tyrannei eines Königs!«, fuhr Charles Brandon auf. »Es ist nicht Gottes Wille, dass zwei liebende Herzen sich trennen!«

»Aber mein Bruder steht an Vaters Stelle«, sagte weich die Prinzessin, »ich muss ihm gehorchen. O, mein geliebter Freund, ich traure mehr um deinen Schmerz, als um mich. Mögest du einmal glücklich werden!«

»Ohne dich? Nie!«, erwiderte Brandon heftig. »Sieh, bei diesem Kruzifix, bei dem Bild des Gekreuzigten schwöre ich dir feierlich, nie ein anderes Weib als meine Gattin zu begrüßen. Und ...«

»Hoheit!«, unterbrach ihn hier die eintretende vertraute Freundin der Prinzessin, Lady Jocelyn. »Es tut mir leid, aber ich fürchte, Sie dürfen nicht länger zögern. Ich bin beunruhigt - vielleicht hat der König uns bewachen lassen!«

»So geh, mein Teurer«, sagte Mary, »eile, um meinetwillen, Herzensmann! Es wäre mein Tod, wenn du diese Stunde mit der Freiheit büßen müsstest. Der König glaubt dich bereits auf dem Weg nach Schottland, weißt du?«

»Er komme«, sagte trotzig Brandon, seine Hand an den Degen legend.

»Nicht doch, nicht doch, Charles! Du musst leben, um meinetwillen. Vielleicht erbarmt sich Gott einst unser, und wir dürfen uns wiedersehen! O, rette dich, mein Geliebter.«

»So leb denn wohl«, sagte Brandon, »ich gehorche dir.«

Er schloss sie noch einmal mit krampfhafter Leidenschaft in seine Arme und folgte Lady Jocelyn aus dem Zimmer.

Matt und einer Ohnmacht nahe wankte Mary zum Diwan, auf den sie niedersank.

Kurze Zeit darauf kehrte Lady Jocelyn zurück. Mit feuchtem Blick beugte sie sich über die weinende Braut.

»Er ist glücklich fort, Hoheit! Nun rasch ins Bett, damit wir keinen Argwohn bei den Kammerfrauen erwecken.«

Bei diesen Worten erhob sich Mary und ließ sich von der vertrauten Freundin ins innere Gemach führen.

2.

Anne in Frankreich als Hofdame

König Heinrich gab mit seiner Gemahlin Katharina von Aragon und ihrem ganzen Hof der königlichen Braut und Schwester das Geleit bis Dover, wo sie sich einschiffen sollte.

In dem hohen Schloss am Meer stieg die Reisegesellschaft ab. Ein ungewöhnlich stürmisches Wetter und widrige Winde verhinderten jedoch die sofortige Abfahrt. Erst nach einigen Wochen konnte diese stattfinden.

Der König führte die Schwester, der er sehr zugetan war, in eigener Person auf das schöne Schiff.

Als er sich anschickte, sie zu verlassen, ließ sich die Prinzessin vor ihm auf die Knie nieder und bat um seinen Segen.

Heinrich küsste sie dreimal in ungewöhnlicher Bewegung auf die Stirn, indem er mit feierlicher Stimme ausrief: »Wir empfehlen dich, unsere viel geliebte Schwester, hiermit der Obhut Gottes, der Gunst des Meeres und der Liebe deines Gemahls, des Königs der Franzosen.«³

Die Prinzessin erhob sich und sank weinend der edlen Katharine in die Arme.

»Sei stark, meine holde Schwester«, flüsterte ihr die hohe Frau leise zu. »Bedenke, dass das Los des Weibes auf Erden ist, der Pflicht würdig zu gehorchen. Die Heilige Jungfrau beschütze dich!«

Der Abschied war vorüber; das königliche Paar hatte das Schiff verlassen. Die Anker wurden vollends gelichtet, die Segel schwellten. Einige Augenblicke später befand sich das Schiff in

³ seine eigenen Worte

Bewegung.

Mary lehnte sprachlos über den Rand desselben und winkte mit dem Tuch den am Ufer noch verweilenden Geschwistern zu, bis diese in die Stadt zurückkehrten. Noch einen langen, langen Schmerzensblick warf die Braut zu dem schnell dahinschwindenden Land ihrer Geburt und ihrer stiebe, dann winkte sie ihr junges Ehrenfräulein Anne Boleyn herbei, stützte sich auf deren Arm und begab sich in ihre Kajüte.

Auf ihren Wunsch, allein sein zu wollen, blieb ihre Begleitung zurück. Nur Anne war Zeuge ihres herben Schmerzes - und der Gott, dem sie vertraute.

Anfangs ging die Fahrt glücklich vonstatten. Dann aber erhob sich ein gewaltiger Sturm, welcher die begleitende Flotte zerstreute. Drei Tage lang trieb das Schiff, auf dem Mary sich befand, wie ein willenloses Spielzeug auf dem Meer umher. Jammern und wehklagend kauerten die Frauen zusammen, Angst bleichte selbst die Wangen der mutigsten Matrosen. Nur Mary blieb ruhig und versuchte die Freunde zu erheitern und zu trösten.

Als einmal Anne weinend zu ihren Füßen kniete und sich an die Gebieterin schmiegte, beugte sich diese zu dem Kind herab und sagte leise: »Für dich trauere ich, liebe Anne, um dein junges Leben - für mich ist der Tod nicht schrecklich - ich fürchte nur das Leben.«

Aber die Vorsehung hatte beschlossen, dass sie leben sollte. Der Sturm legte sich allmählich, sie wurden wie durch ein Wunder erhalten und erreichten den Boulogner Hafen, wengleich in einem traurigen Aufzug. Auch die anderen Schiffe stellten sich ein. Unglücklicherweise geriet das königliche Fahrzeug am Hafen auf eine der vielen Sandbänke, sodass die Braut mit ihrer nächsten Umgebung in einem Boot an Land gerudert werden

sollte.

Überwältigt von diesem abermaligen Unglücksfall warf sich der Schiffskapitän der Prinzessin zu Füßen und bat um ihre Vergebung.

Mary reichte ihm lächelnd mit unendlicher Güte die Hand zum Kuss. »Sir Anthony, Gott allein lenkt Wind und Sturm. Euch geben wir aber das Zeugnis, dass Ihr redlich Eure Pflicht erfüllt und Anspruch habt auf unsren wärmsten Dank. Verlasst Euch darauf, dass wir Euch selbst der Huld unseres königlichen Bruders anempfehlen! Nehmt indessen diesen Ring zum Angedenken an unsere Fahrt«, fügte sie hinzu, indem sie einen wertvollen Ring von ihrem Finger abzog und ihn dem überraschten Mann aushändigte.

»Und dieses, Sir Anthony«, fuhr Mary fort, auf einen ledernen Geldbeutel deutend, der auf dem Tisch lag, »wollt in meinem Namen nebst Dank für ihre Mühe, der Schiffsmannschaft überreichen.«

Sir Anthony empfing das Geschenk mit den gebührenden Dankesbezeugungen, dann fragte er, ob Ihre Hoheit ihm keinen Auftrag nach England zurückzugeben hätte.

»Ach!«, sagte Mary mit schmerzlichem Ausdruck, »mein ganzes Herz weilt noch bei ihnen drüben! Wollte Gott, ich hätte ein Grab in Englands Wassern gefunden! Grüßet meinen königlichen Bruder und alle, die mich lieben. Von Paris aus melde ich meine Ankunft.«

»Gott wolle Eurer Hoheit ein langes und nur glückliches Leben bescheiden,« sagte der greise Mann bewegt. »Jeder Bürgersmann auf Englands Boden bedauert, dass mit Euch die schönste Blume uns verließ. Ihr müsst zu etwas Großem ausersehen sein, Hoheit, denn unsere Rettung ist ein Wunder des Himmels.«

»Des Herrn Wille geschehe!«, erwiderte Mary mit sanfter Er-

gebung. »Was mich betrifft, ich trauere nur um meine Begleiter und vornehmlich um dieses liebe Kind, das so jung schon das Leben lassen sollte.«

»O Hoheit!«, rief Anne mit jugendlicher Lebendigkeit, »mit Euch wäre ich gern gestorben, obwohl ich um die meinen zu Hause manchmal bekümmert war.«

»Ja, ja, ich muss Euch das Zeugnis geben, das Ihr eine mutige Seele in dem zarten Körper bergt«, erwiderte Mary lächelnd. »Ihr werdet einmal kühn mit Eurem Schicksal in den Kampf treten. Sir Thomas Boleyn, Eure kleine Tochter wird von heute an mehr um mich sein. Diese Schreckenstage haben zwischen uns ein Bündnis geschlossen.«

Sir Thomas verbeugte sich geschmeichelt. Die übrigen älteren und vornehmen Damen aber wechselten unter sich Blicke des Neides und der Überraschung aus.

»Bis wann befehlen Eure Hoheit, dass die Landung stattfindet?«, fragte Sir Anthony.

»Sogleich, wenn's angeht. Wir bedürfen beides, der Ruhe und der Erholung.«

»Ich fürchte, Hoheit werden diese nicht so bald finden«, entgegnete Sir Anthony, »denn am Ufer wartet eine große vornehme Gesellschaft, um die künftige Gebieterin zu begrüßen.«

»Wie? Wir sollen den französischen Boden in diesem Zustand betreten!«, rief Mary, erschrocken einen Blick um sich werfend.

»Was sagt Ihr dazu, meine Damen?«

»Hoheit«, entgegnete Lady Jocelyn, »ich glaube, Ihr werdet auch in diesem durchnässten und zerknitterten Kleid die königliche schöne Braut bleiben.«

»Sie werden uns auslachen und verhöhnen, diese stolzen Franzosen«, rief Anne aus, einen komisch mitleidigen Blick auf ihre Toilette werfend. Die Hofleute sahen erstaunt die junge

Dame an, denn es war gegen die Sitte, dass ein Ehrenfräulein in Gegenwart der königlichen Familie, ohne aufgefordert zu werden, das Wort nahm. Heinrich hatte am englischen Hof eine peinliche Etikette eingeführt. Niemand durfte ihm anders als auf den Knien antworten oder ihn anreden, sogar seine Kinder nicht. Geschah es während des Mahles, dass er an einen der Gäste die Rede richtete, musste dieser sich erheben, dreimal sich tief verbeugen und dann kniend antworten.

Anne war noch zu unbekannt mit dem Hofleben, noch zu sehr das freie Kind der Natur, um dies zu beachten. Die Prinzessin lächelte zu dem Ausruf.

»Sehr wahr, mein Kind, aber trösten wir uns mit der Hoffnung, sobald unsere Koffer geöffnet worden sind, ihnen die Spitze bieten zu können. Vorwärts also, Sir Anthony, wir sind zur Abfahrt bereit.«

Man hing der Prinzessin seinen warmen, aber groben Mantel um, damit sie von den heftigen Wellen und Regen nicht durchnässt würde, dann stieg sie in das bereitliegende Boot. Anne musste sich ihr gegenüber setzen und wandte neugierig das Köpfchen zum Ufer. Auch die übrigen Damen zischelten leise untereinander über die verunglückte Reise und die vor ihnen aufgestellten Reihen der Kavaliere.

Als das Boot sich dem Ufer näherte, und noch ehe die Ruderer beigelegt hatten, traten einige reich gekleidete Herren mit einem offenen Tragsessel auf ihren Schultern in das Wasser an das Boot. Die Prinzessin nahm darin Platz und wurde nun ans Ufer getragen. Während dessen landeten auch die Damen. Ein reicher Teppich vom feinsten Genueser Samt lag auf dem Sand für die zarten Füße derselben ausgebreitet.

Verschiedene Edelleute höheren Ranges, an deren Spitze der Gouverneur der Stadt stand, hießen die hohe Braut im Namen

ihres Königs willkommen.

Mary, obwohl sichtlich erschöpft, dankte dennoch der Versammlung mit heiterer Würde und Fassung, dann begab sie sich in das Haus, welches zu ihrem Empfang bereitet worden war.

Hier wechselten die hohen Reisenden zur großen Befriedigung der Damen ihre Toilette und erfreuten sich einiger Stunden Ruhe. Länger jedoch war ihnen die Erholung nicht gestattet, dann ging es weiter, um noch für die Nacht Abbeville zu erreichen.

Es war ein glänzender, reicher Zug, den man hier erblickte. Die Damen der Prinzessin, 37 an der Zahl, ritten milchweiße Zelter. Derjenige, welcher die hohe Braut trug, war mit einem kostbaren türkischen Teppich von Goldbrokat bedeckt. Sie selbst war in ein Gewand von weißem Samt, reich mit Spitzen und Juwelen geziert, und ihre Damen in hochroten Samt gekleidet. Die Farbe hob vorteilhaft die Schönheit der Engländerinnen hervor. Namentlich zog die feine, jugendlich schlanke Gestalt Annes die lauernden Blicke der französischen Kavaliere auf sich. Die Aufregung des Augenblickes rief die heitere Natur des Mädchens wieder hervor, die durch Strapazen der Reise solange geschwiegen hatte, und eine lebhafte Röte auf die gebleichten Wangen. Die langen schwarzen Locken flatterten kunstlos über das kleine Federbarett auf die schlanken Schultern herab. Während die großen dunklen Augen mit schelmischer Neugierde die fremde Umgebung musterten, lenkte ihre kleine, einzig schön geformte Hand anmutig ihren Zelter.

»Par Dieu!«, sagte der Comte le Croix zu seinem Nachbarn, »man hat uns keine Fabel erzählt, wenn man die Schönheit der englischen Frauen und Mädchen rühmt. Unsere Damen dürfen sich vorsehen, meine ich. Jene freundliche Amazone - er deutete

auf Anne Boleyn hin - *istravissante*.«

»Über die Sonne vergisst man die Sterne«, gab sein Freund zur Antwort mit einem Blick auf Mary, welche mit gesenktem Haupt schweigend dahintritt.

»*Vrai, mon très cher ami* - die Prinzessin ist reizend - aber ein schönes Stück Marmor, wie mir däucht! Da lobe ich mir die Kleine.«

»Wer weiß, ob die hohe Braut glücklich ist«, sagte d'Albret. »Aufrichtig gesagt - ich bedaure das junge Wesen, das an unseren abgelebten Herrn vermählt wird.«

»Still, still, Freund!«, sagte le Croix erschrocken, »vergiss nicht, dass dir Ludwig für dein schmeichelhaftes Lob ein Staatslogis in der Bastille anweisen könnte. Wenn nur Seine Majestät wirklich in Abbeville eingetroffen ist. Es wäre fatal, wenn er seiner hohen Braut nicht entgegen käme.«

In der Nähe der Stadt empfangen die Beamten Abbevilles den Zug. Der Gouverneur überreichte kniend der Braut die Schlüssel der Tore. Mary nahm sie einen Augenblick in ihre Hände und gab sie dann wieder zurück. Nun musste sie geduldig eine lang gedehnte Bewillkommungsrede anhören, welche jedoch durch die Ankunft eines königlichen Kuriers unterbrochen wurde, der ein versiegeltes Schreiben der Prinzessin überbrachte.

»Von Seiner Majestät dem König«, berichtete er.

Mary erbrach das Siegel und durchflog flüchtig den Inhalt. Darauf wandte sie sich an den französischen Prinzen, der neben ihr ritt, und händigte ihm den Brief aus.

»Seine Majestät bedauern, mich nicht in Abbeville empfangen zu können. Er hat sich auf der Jagd erkältet und wird erst morgen eintreffen.«

»Sage ich es Euch nicht«, flüsterte Croix, indem sie weitertritt-

ten.

Dieser erwiderte nur durch ein Achselzucken und ein geringschätziges Aufwerfen der Lippen. Die Nacht war bereits angebrochen, als man in Abbeville einzog, und herzlich froh begrüßte die arme Braut den einstweiligen Ruhehafen.

Am folgenden Tag traf der königliche Bräutigam ein, um seine zukünftige dritte Gemahlin, welche er noch nicht persönlich kannte, zu begrüßen. Ein freudiger Ausdruck belebte plötzlich bei deren Anblick die matten, geistlosen Züge Ludwigs XII.

Mary erwartete ihn mit niedergeschlagenen Blicken und als das Bild der rührendsten jungfräulichen Verschämtheit und Ergebung. Der englischen Etikette gemäß wollte sie sich vor ihm auf die Knie werfen, allein der König kam ihr zuvor, fasste sie in seine Arme und küsste sie zärtlich.

»Ihr seid auf französischem Boden, Hoheit,« sagte er lächelnd, »wir Männer knien vor der Schönheit, nicht sie vor uns.«

Dann nahm er sie bei der Hand und führte sie zu einem Thronessel, wo er sich mit ihr in ein lebhaftes Gespräch einließ. Ein großes Bankett war der Braut zu Ehren angeordnet worden; allein Mary bat dringend um die Erlaubnis, sich in die Stille zurückziehen zu dürfen. Sie fühle sich noch matt von der gefahr-vollen Reise, schützte sie vor.

Der König runzelte die Stirn, doch wusste er keinen Grund, um ihren Wunsch nicht zu erfüllen. Umso williger zeigten sich die englischen Damen, das Fest mit ihrer Gegenwart zu verschönern.

Drei Tage später fand die Vermählung statt, worauf eine endlose Reihe von Festlichkeiten aller Art in dem Geschmack der damaligen Zeit folgte. Die Damen der jungen Königin wurden mit den höchsten Ehrenbezeugungen bewirtet und von dem König aufs Großmütigste beschenkt.

Anne Boleyn namentlich schwamm in einem Meer von Entzücken, denn sie erregte unter den französischen Kavalieren allgemeine Bewunderung. Ihr lebhaftes Wesen, ihre pikanten, wenn gleich oft scharfen Witzworte, ihr gebildeter Geist, ihre unbefangene, fast kindliche Naivität sprachen dem französischen Wesen mehr zu, als das ernstere, gehaltene Benehmen der übrigen Hofdamen.

Zwei Tage nach der Vermählung traten zu Marys Bestürzung einige Damen in großer Aufregung in deren Gemach. Die allgemeine Freude hatte ein urplötzliches Ende durch die Bekanntmachung des Königs erhalten, dass sämtliches Gefolge der Königin nach England zurückkehren sollte.

»Wie, habt Ihr auch recht verstanden?«, fragte Mary. »Ihr alle sollt zurückkehren - ohne Ausnahme ...«

»Ja, Majestät, alle; es solle kein Engländer um Eure Majestät bleiben, heißt es, damit Sie schneller in Frankreich einheimisch werden!«

»Auch dies noch!«, sagte Mary wehmütig und brach in Tränen aus. Dann aber stand sie rasch auf und befahl dem französischen Kammerdiener, sie beim König zu melden.

Ludwig saß in seinem Kabinett, nachlässig und sichtlich abgespannt, sich die Zeit mit einem großen Hund vertreibend, der seine Kunststücke machte.

Als die Königin ihm gemeldet wurde, erhob er sich und ging ihr mit seiner Galanterie entgegen.

»Welcher Ursache verdanke ich den lieben Besuch?«, fragte er zärtlich.

»Majestät, man berichtet mir soeben, dass mein Gefolge und vertraute Diener Befehl erhalten, mich zu verlassen. Ich komme zu Eurer Majestät, Euch zu bitten, die Sache zu berichtigen. Es muss ein Irrtum obwalten!«

»Nicht doch«, entgegnete Ludwig sichtlich verlegen, »der Befehl ist auf meinen Wunsch kundgetan worden.«

»O, Majestät Ihr könntet ...«

»So grausam sein, wolltet Ihr sagen; aber es muss dennoch dabei bleiben. Zürnt mir nicht, meine schöne Mary«, fügte er zärtlich hinzu, »wenn wir, eifersüchtig auf diese alten Freunde, Euch ganz für uns zu besitzen wünschen. Abgesehen von mir selbst, würde auch die französische Nation, welche nur gezwungen in meine Verbindung mit England eingewilligt hat, die fremde Umgebung der Königin nicht billigen.«

»Aber wenigstens eine von den Damen könnte ich doch behalten«, sagte Mary, kaum ihre Tränen zurückhaltend. »Bedenkt, Sire, ich bin fremd hier, die Erinnerung an die Heimat noch so frisch!«

»Es tut mir leid, Euch zu betrüben,« sagte Ludwig. »Aber ich kenne Euren Bruder, meine holde Gemahlin. Ich wünsche keine englische Spione um meine Person zu haben.«

»Spione, Sire?«, fragte Mary empfindlich.

Ludwig nickte mit dem Haupt.

»O! Das ist hart!«, rief Mary schmerzlich bewegt aus, »ich muss für den Bruder büßen!«

»Um Euch aber zu zeigen, wie gern ich Euch zu Willen bin«, sagte Ludwig freundlich, »erlaube ich Euch, eine von den Damen zu behalten, unter der Bedingung, dass Ihr keine geheime Korrespondenz zwischen meinem und dem englischen Hof gestattet, noch selbst eine führt. Ihr gebt mir Euer königliches Wort hierfür, Mary?«

»Von Herzen gern, Sire«, erwiderte diese und sah ihn mit redlich offenem Blick an.

»Und Ihr wollt Euch Mühe geben, mich und mein Land zu lieben?«

»O, Sire, es wird mein aufrichtigstes Bestreben sein, stets Eure Befehle zu erfüllen.«

»Ich spreche nicht von Befehlen«, sagte Ludwig lächelnd, »nur von dem Wunsch, geliebt zu werden. Es ist ein Glück, das mir noch nicht zuteilgeworden ist, und ein Geschenk, das ich bisher von meinen Gemahlinnen noch nie erbeten habe, Mary. Doch lassen wir das,« fügte er schnell hinzu, als er bemerkte, wie die junge Gattin betroffen zu Boden blickte. »Welche Dame wünschet Ihr zu behalten?«

»Und Ihr, Sire?«

»Ich?«, sagte Ludwig überrascht. »Nun ich will einen Vorschlag machen, gefällt Euch meine Wahl nicht, so steht Euch eine andere frei. Ich glaube, die junge Boleyn würde am schnellsten bei uns heimisch werden, und vielleicht später eine eheliche Verbindung hier schließen. Auch Sir Henry gefällt mir, er scheint ein ehrlicher, biederer Charakter zu sein.«

Über Marys Antlitz flog eine flüchtige Röte der Freude.

»Nun, habe ich recht?«

»Ja, Sire, ich danke Euch von Herzen«, war die Antwort, »das Kind ist mir sehr lieb geworden. Sie hat sich musterhaft in der Gefahr benommen. Aber ihr Vater spricht davon, sie in ein Kloster zu tun, damit sie ihre Erziehung vollende.«

»Das wird nicht nötig sein, wenn Ihr selbst ihre Erziehung leiten wolltet«, sagte Ludwig vergnügt. »Ich werde mit dem Vater reden.«

»Darf ich ihr also die Nachricht bringen, Sire?«

»Gewiss, und mich bei den anderen Damen entschuldigen«, erwiderte Ludwig.

Mary wollte das Zimmer verlassen, Ludwig hielt sie bei der Hand fest und sah sie zärtlich an. »Zuerst meinen Dank!«

Mary kämpfte einen Augenblick sichtlich mit sich selbst -

dann aber legte sie schüchtern ihre Arme um seinen Hals und küsste ihn.

»So ist's recht«, sagte Ludwig vergnügt. »Jetzt geht zu Eurem kleinen Liebling. Doch nein, wartet.« Er berührte eine kleine Glocke auf dem Tisch, worauf sein Kammerherr erschien.

»Wir lassen Lady Boleyn zu uns entbieten«, gebot der König. »Ich will mir die Freude selbst bereiten, ihr die Entscheidung anzukündigen«, fügte er freundlich gegen Mary gewendet hinzu.

Einige Minuten später betrat das junge Mädchen schüchtern das Gemach.

Ludwig hielt ihr die Hand entgegen und sagte mit väterlichem Wohlgefallen: »Ich vernehme, dass Ihr ein Liebling unserer holden Gemahlin seid, Demoiselle. Nun, hättet Ihr Lust, bei uns zu bleiben? Oder zieht Ihr es vor, nach England zurückzukehren? Redet offen.«

»Darf ich? Darf ich bleiben?«, fragte Anne mit freudig strahlendem Antlitz. »Ist es wahr, Majestät?«, wandte sie sich an Mary.

»Gewiss, mein Kind, wenn mein Gemahl es sagt«, erwiderte diese im Ton sanften Vorwurfs.

»Seht Ihr wohl«, sagte Ludwig lachend, »da ist bereits Rebellion; nur Euer Wort gilt der jungen Dame.«

»Verzeiht mir, Sire!«, bat Anne beschämt, ergriff seine Hand und drückte sie an ihre Lippen. »Ich bin noch ein ungelehrtes Landmädchen, Sire. Die große Gnade, die Freude hat mich ganz verwirrt! O, diese Wonne, bei meiner hohen Gebieterin bleiben zu dürfen!«

»Werdet Ihr Euch aber auch mit unserem Land befreunden?«, fragte wohlgefällig der König.

»O, Sire - was das betrifft - offen gesagt, es gefällt mir in Frank-

reich weit besser als in England.

»Anne!«, sagte Mary etwas gereizt, »das hätte ich nicht von dir erwartet. So schnell sollte man die alten Freunde nicht um neue vergessen.«

»Verzeiht mir, Majestät«, lautete die Antwort, »aber am englischen Hof hatte ich noch keine Freunde. Ich kannte dort niemanden, und zudem ist meine beste Freundin ja hier. Ich bin ihr treu, wenn ich bei Euch bleibe, Majestät.«

Mary lächelte.

»Fein gesagt«, rief der König. »Gut, meine kleine *étourdie* - wir behalten Euch. Und damit Ihr nicht vergesst, dass Ihr uns angehört, mache ich Euch hiermit zu unserer Gefangenen.«

Er löste bei diesen Worten eine reiche goldene Kette, an der eine Reliquie hing, von seinem Hals und warf sie mit Grazie über den schlanken Nacken Annes.

Anne empfing sprachlos vor Dankbarkeit diesen Beweis der königlichen Huld, worauf der König sie lächelnd entließ.

»Sie ist allerliebst«, sagte der König zu seiner Gemahlin, »und wird dereinst alle Köpfe meiner Kavaliere verrücken.«

»Ihr Herz und Gemüt sind noch ebenso rein und kindlich wie ihr Äußeres, Sire«, sagte Mary. »Aber sie ist stolz und ehrgeizig, ohne sich selbst dieser Fehler bewusst zu sein. Eine liebevolle, feste Leitung tut ihr not. Doch jetzt erlaubt, dass ich Euch verlasse, Sire - meine Damen harren ängstlich Eures Bescheides.«

»Tut das, meine Liebe, mein Vertrauen zu Euch ist grenzenlos. Aus Eurem schönen Munde wird das Wort minder scharf als in dem meinen lauten.«

Es war keine leichte Aufgabe, welche der jungen Königin harrte, aber sie trat den weinenden Frauen, den unwilligen Ritzern mit Fassung und mutigem Herzen entgegen.

Die sichtliche Liebe ihres Gemahls, seine Güte gegen Anne

hatten ihre Wirkung bei ihr nicht verfehlt. Eine weichere Stimmung hatte das starre Eis der Verzweiflung von ihrem Herzen gelöst. Ihre ehelichen Pflichten erschienen ihr minder drückend, ihre Ankunft minder finster. Konnte sie auch nicht ihre Liebe dem Gemahl opfern und diese vergessen, sie empfand dennoch Zutrauen zu dem Letzteren und ein Vertrauen, das ihr wohltat. Sie konnte in Wahrheit ihr Gefolge mit der Versicherung entlassen: Sie hoffe doch im fremden Land nicht unglücklich zu sein.

Ludwig rechtfertigte bis zu seinem Tod Marys Vertrauen. Seine Liebe blieb ungeschwächt, unverbrüchlich seine Treue. Wenn auch ihr stilles Wesen ihr wenig Sympathie bei den Hofleuten erwarb, alle Herzen mussten sich vor ihr in Achtung und Verehrung beugen, ja es gesellte sich später ein Gefühl der Liebe hinzu, als sie bei der schweren Krankheit, welche kurz nach der Vermählung Ludwig überfiel und sein Leben rasch abkürzte, die aufopfernde Pflege und rührende Geduld sahen, mit welcher Mary sich dem Gemahl widmete.

Anne blieb unter der Leitung und der Erziehung der königlichen Herrin. Herrlich belohnte die Schülerin die hohe Lehrmeisterin durch ihren Lerneifer, ihr Talent und ihren Geist, aber noch mehr dadurch, dass sie ein Band der Annäherung und der Verknüpfung zwischen Mary und dem Hof wurde; denn Anne Boleyn, obwohl eine Fremde und in den Augen der Frauen noch ein Kind - wurde in kurzer Zeit der Liebling aller, sowohl der Frauen als auch der Kavaliere. Mary liebte sie leidenschaftlich und erteilte ihr die Erlaubnis, sie in ihren gemeinsamen Unterhaltungen *Schwester* zu nennen. Auch der König bewahrte ihr sein Wohlwollen. In den Tagen des Siechtums und der Melancholie, welche bei ihm eintraten, war ihm das muntere Mädchen nebst seiner *angebeteten Mary* die liebste Gesellschafterin.

Wie wenig ahnte Anne, wenn sie die Königin schmeichelnd umschlang, ihr den trauten Namen *Schwester Mary* zuflüsterte, dass sie einst in Wahrheit der edlen Frau so nahe stehen würde! Noch weniger ahnte die stille, ergebene Gattin, dass bereits der Todesengel nach dem Ratschluss Gottes über des Königs Wohnung schwebte, und dass die schwere Kette, welche des Bruders Politik ihrem liebenden Herzen geschmiedet hatte, ja bald gelöst werden sollte!

Dennoch war es so. Noch ehe das Jahr zu Ende ging, trug man Ludwig XII. in die Gruft seiner Ahnen.

3.

Prinzessin Marys Wiedervermählung mit dem Herzog von Suffolk

Obwohl Mary den Gemahl nur aus Pflichttreue geliebt hatte, ehrte sie sein Andenken und betrauerte ihn herzlich. Sie wurde mit seinem Tod noch ernster und zurückhaltender. Nur mit sichtbarer Selbstüberwindung erschien sie in dem größeren Kreis des Hofes. Am liebsten weilte sie ganz allein oder nur mit Anne. Sie war wieder frei! Aber dieses Gefühl der Freiheit weckte in ihrem wunden Herzen keinen Widerhall der Freude, zauberte kein hoffnungsvolles Lächeln auf ihre zarten Wangen. Wiederum drückte das liebliche Antlitz den alten Schmerz der geheimen Sehnsucht aus. Sie dachte an Brandon, an das Ideal ihrer Seele, aber sie wagte weder zu hoffen noch seiner zu gedenken. Sie kannte die rastlose Politik ihres Pläne schmiedenden Bruders. Sie wusste nicht, ob Charles ihr die Treue bewahrt hatte und ihrer gedachte. Sie wusste nicht einmal, ob der Geliebte noch lebte. Ein Entschluss, ein heißer Wunsch regte sich aber in der Brust: das Verlangen, ihr Vaterland wiederzusehen, dort sterben zu dürfen.

Bang und ängstlich wartete sie auf eine Antwort von England. Sie hatte flehentlich um diese Gunst beim Bruder nachgesucht. Seine Entscheidung sprach für die Arme Leben oder Tod aus.

Anne war jetzt ihre Vertraute, ihre Einzige, denn ihre mögliche Rückkehr nach England musste für den französischen Hof noch ein Geheimnis bleiben. Nur das junge Mädchen durfte einen Blick in das Herz der Gebieterin tun, obwohl Mary auch gegen diese über ihre unglückliche Liebe bisher geschwiegen hatte.

Eines Abends, als sie wie gewöhnlich bei ihren gemeinschaft-

lichen Studien saßen, überbrachte der diensttuende Kammerherr der Königin einen Brief.

»Von England, Majestät!«

Mary wechselte die Farbe und legte unwillkürlich die Hand aufs pochende Herz. Einige Augenblicke hielt sie das dicke Päckchen zögernd in der Hand. Annes Blicke hingen mit stummer Angst an ihrem Antlitz. Auch sie wagte kein Wort zu sprechen.

»Mut!«, sagte Mary endlich leise und löste rasch das Siegel. Kaum hatte sie jedoch die ersten Zeilen gelesen, als sie laut jauchzend ausrief: »Anne! Ich darf heim - heim! Hier steht es, mein Bruder wünscht es! O, welches Glück! Mein armes Herz droht zu zerspringen.« Überwältigt von ihrem Gefühl sank sie in die Arme des jungen Mädchens und brach in Tränen aus.

»Ruhig, meine geliebte Herrin«, mahnte Anne, welche selbst bewegt war. »Es wäre nicht gut, wenn Ihr zu große Freude zeigt. Man würde es hier empfindlich nehmen.«

»Du hast recht, Anne, aber siehe, ich kann nicht anders. Die Freude ist so groß ...«

»Habt Ihr den Brief zu Ende gelesen?«, fragte Anne. »Es wäre doch nötig, Herrin ...«

»Ja, Schwesterherz, ich will es. Komm, höre nur, wie lieb und mild Heinrich schreibt.«

»Das ist Katharinas edler Einfluss«, sagte Anne.

»Wahr! Höre: *Du musst vor deiner Abreise deine Angelegenheiten geordnet sehen und deine Existenz als verwitwete Königin sichern. Dazu sende ich dir mit dem nächsten Schiff einen Mann, der sich meines vollen Vertrauens würdig erwiesen hat. Charles Brandon, Herzog von Suffolk, wird in wenigen Wochen bei dir eintreffen und dich sicher zu uns geleiten.*

Dein wohlaffektionierter Bruder

H. Rex.«

Die Prinzessin ließ plötzlich das Papier auf die Erde fallen. Ihr Gesicht war wieder bleich wie der Tod geworden.

»Charles ... Brandon!«, stammelte sie. »Träume ich ... oder bin ich wahnsinnig geworden! ... Mein Bruder selbst sendet ihn!«
»Hoheit!«, rief Anne erschrocken, »warum seid Ihr so bewegt? Gefällt Euch der Begleiter nicht, so genügt ja nur ein Wort, und der König sendet einen anderen Kavalier.«

Die junge Königin schien ihre Frage nicht zu vernehmen. Sie starrte wie abwesend vor sich hin, dann faltete sie beide Hände über die Brust und hauchte im Ton unsäglichen Schmerzes:
»Ihn soll ich wiedersehen! Mein Gott! Dein Wille geschehe!«

»Liebe Hoheit! Ihr seid krank«, sagte Anne ernstlich besorgt.
»Lasst mich den Arzt rufen!«

Aber Mary richtete rasch bei diesen Worten das gebeugte Haupt in die Höhe, blickte das Mädchen lange sinnend an und sank ihr wieder weinend an den Hals.

Anne störte sie nicht. Sie ahnte wohl, wie gepresster Seelenschmerz sich endlich in diesen Tränen Luft machte.

Nach einiger Zeit fasste sich wirklich auch Mary, nahm Annes Hand und führte sie zu dem Diwan, wo sie sich niederließen. Dann fragte sie mit bebender, ernster Stimme. »Anne, liebst du mich treu?«

»O Hoheit, wozu die Frage?«

»Kannst du um meiner Ruhe willen ein heiliges Geheimnis in der Brust verborgen halten, mein Kind?«

»Ich kann es, Hoheit! Vertraut mir.«

»So will ich dir, meinem Schwesterherzen, den Grund meiner Bewegung sagen«, erwiderte Mary. »Du hast wohl gefühlt, dass ich gezwungen nur den königlichen Gemahl annahm - und dass mein Herz anders gewählt haben würde.«

Anne drückte teilnehmend die Hand der Königin. »Ich habe es geahnt, Hoheit, auch einige Worte darüber vernommen.«

»Worte, Anne! Wo?«, rief Mary bestürzt aus. »Wer weiß davon?«

»Etwas Gewisses niemand, Hoheit, aber am Hofe wird ja vieles bemerkt - was wahr und nicht wahr ist.«

»Nun, du sollst die Wahrheit hören, mein Kind. Ich liebte einen jungen, schönen Kavalier, und er mich. Wir gestanden es uns auch und hofften, mein Bruder werde seine Einwilligung doch noch zu einer Verbindung geben. Da – aber wozu dir meinen Schmerz beschreiben, Anne – kam es anders. Ich wurde der Politik geopfert und Königin von Frankreich.« »Arme Hoheit!«, sagte Anne weinend.

»Du kennst mich, Anne«, fuhr die Königin fort. »Du weißt, ich habe meine Pflicht als christliche Gattin erfüllt - treu erfüllt. Und Gott gibt mir das Zeugnis, dass ich auch kämpfte, um Suffolk's Bild aus der Seele zu verwischen. Ich glaubte, ruhig geworden zu sein, ganz ruhig, ohne Hoffnung, ohne Wunsch, und seht - ach, Anne, jetzt sendet mir der König selbst den Geliebten zum Beschützer!«

»Ah! Ich verstehe!«, rief Anne bestürzt aus. »Der Herzog ist ...«

Mary nickte stumm mit dem Haupt. Beide schwiegen eine Zeit lang, von ihren Gefühlen überwältigt.

Anne brach das Schweigen zuerst mit der schüchternen Frage: »Was werdet Ihr beschließen, Hoheit? Ihn abweisen könnt Ihr nicht, müsste Argwohn erregen. Und wahrscheinlich hat der Herzog selbst sich bemüht, diesen hohen Ehrenposten zu erhalten.«

»Du hast recht, mein Kind, ich muss ihn empfangen, muss ihn sehen, oft sehen, die Verhältnisse gebieten es. Aber ach, wenn

er mich noch liebt, Anne, welchen erneuerten Schmerz für uns beide, welchen Kampf der Entsagung!«

»Aber Hoheit sind jetzt frei«, warf Anne ein. »Eure Liebe ist weder vor Gott noch den Menschen eine Sünde.«

»Vor Gott nicht, aber die Menschen werden eine unüberwindbare Kluft zwischen der Königin und dem Edelmann erblicken! Ach, wenn sie wüssten, wie gern ich den Purpur um ein treues Herz vertauschen würde!«

»Könntet Ihr nicht vielleicht den königlichen Bruder für Eure eheliche Verbindung doch gewinnen?«

»Nie, nie, Anne! Du kennst sein stolzes Herz nicht. Es wird nicht lange währen, so schmiedet er mir neue Fesseln. Nein, es gibt keine Hoffnung für uns; wir müssen im Leben getrennt bleiben und beten, dass die selige Ewigkeit unsere unsterblichen Seelen vereine. Treue Liebe überlebt auch den Tod.«

Marys Augen glänzten wunderbar schön bei diesen Worten; eine süße, schwärmerische Freude verklärte das edle Antlitz. Unwillkürlich sank Anne vor ihr nieder und blickte entzückt zu ihr auf. Auch ihr jungfräuliches Herz ergriff bei diesem Anblick ein leises Beben, eine Vorahnung verhüllter Liebeswonne. Die Königin beugte sich zu ihr nieder und küsste die schöne Stirn mit mütterlicher Zärtlichkeit.

»Du bist jung, und doch birgst du in deiner Brust ein Geheimnis, das über das Wohl und Weh zweier Seelen entscheidet, meine Anne. So sei klug und verschwiegen; wache für mich und für ihn.«

»Teure Hoheit, gebietet über mich! Ihr wisst, mein Leben, meine ganze Seele gehört Euch an.«

»Ich will dir glauben, es ist süß, dir vertrauen zu können. Nun denn, meine Liebe, versuche die Aufmerksamkeit des hiesigen Hofes von uns abzuleiten. Ich werde Brandon im Geheimen se-

hen, ihm sagen, dass du meine Vertraute bist, dass er sich auf dich allein verlassen soll und darf. Geh jetzt, mein Liebling, rufe die Kammerfrau herein - es ist spät. Morgen übersende ich den Brief meines Bruders dem König Franz und gebe meinen bevorstehenden Abschied von diesem Land bekannt. Zugleich muss dafür gesorgt werden, dass der Abgesandte meines königlichen Bruders würdevoll empfangen werde.«

Der Entschluss der Königin, nach England zurückzukehren, erregte zwar kein geringes Erstaunen am französischen Hof - und im ganzen Land, jedoch keinen Widerstand, denn die Nation liebte England nicht, und ebenso wenig hatte sich Marys ernstes Wesen dem leichten Sinn des Hofes angepasst. Die Ankunft Sir Charles Brandons, des Herzogs von Suffolk, unterbrach die traurige Einförmigkeit des Hofes, worin Letzterer seit dem Tod Ludwigs verfallen war. Auch die Königin erschien bei dieser Gelegenheit im Audienzsaal und begrüßte den Abgeordneten mit freundlich stiller Würde, umgeben vom ganzen Hof. Sie hatte Zeit gehabt, sich auf das öffentliche Wiedersehen mit dem Geliebten vorzubereiten, und erschien so ruhig, ja unbefangen, dass sogar Anne sich wundern musste. Wie die Königin jedoch vorausgesagt hatte, blieb die Gelegenheit zu öfteren Privatunterhaltungen nicht nur nicht aus, sondern dieselben schienen durch die Verhältnisse dringend geboten. Es erregte daher keinen Verdacht, wenn der schöne Edelmann Stunden lang in dem königlichen Gemach verweilte. Jedes aufkeimende Misstrauen wurde durch des Herzogs auffallende Artigkeit gegen Anne Boleyn erstickt. Bald flüsterte man sogar von einer ernstlichen Bewerbung des Herzogs um die Hand der jugendlichen Hofdame und dass die Königin dieselbe sichtlich befördere. Wenig ahnte man den wahren Zustand der Dinge, noch dass Anne sich willig und gern dazu hergab, den geheimen Umgang

der Liebenden zu begünstigen. Dennoch war es in der Tat so; die lange getrennten Herzen hatten sich wiedergefunden, und dieses Mal mit dem festen Vorsatz, auch fürs Leben sich anzugehören.

Die Angelegenheiten der Königin waren geordnet, ihre Apagne festgestellt – es handelte sich jetzt nur noch um die Vorbereitungen zur Reise; eine Aufgabe, welche zu jenen Zeiten und bei den damaligen Sitten und dem Zeremonienwesen keine so leichte war. Anne durfte jedoch die Königin noch nicht begleiten. Ihr Vater wünschte, dass sie in Frankreich bliebe; eine Anordnung, womit das muntere Mädchen, dem das französische Leben mehr zusagte, als die steife Etikette des englischen Hofes, sehr zufrieden war. Ihre einzige Sorge betraf die Königin und die Trennung von ihr. Aber sie wusste auch bald, dass ihre Gebieterin diese Trennung leichter nahm, nun, da sie den Geliebten gefunden hatte. Nur noch einen wichtigen Dienst sollte sie der hohen Frau im Leben leisten - sie zum Altar führen. Die Willkür König Heinrichs, mit welcher dieser Monarch über die Herzen seiner Umgebung schaltete, nur zu gut kennend, hatten die Liebenden den gefahrvollen Entschluss gefasst, sich vor der Abreise heimlich trauen zu lassen.

Es war Mitternacht vorüber; tiefe Stille herrschte im Schloss und in der Umgebung der königlichen Gemächer, als ein tief verhüllter Mann leise im Dunkel seinen Weg durch die langen Korridore tappte und vor dem Vorzimmer der Königin anhielt. Auf ein leises Anklopfen wurde diese vorsichtig geöffnet, die dunkle Gestalt hereingelassen und die Tür wieder verschlossen.

»Gottlob, dass Ihr kommt, Herr Herzog!«, flüsterte Anne, welche seiner hier wartete. »Es wollte mir schon Angst um Euch werden. Beeilt Euch, Sir, mir beben die Knie! Wenn wir überrascht würden! Ihre Hoheit befinden sich schon in der Kapelle.«

Der Herzog warf den dunklen Mantel ab und folgte schweigend seiner jungen Führerin durch eine Reihe von Zimmern, bis sie eine Tapentür öffnete und sie sich in der kleinen Privatkapelle der königlichen Familie befanden. Vor dem Altar stand der ehrwürdige Beichtvater Marys, eine stille Messe lesend. Nicht weit davon kniete andächtig die Königin im weißen Gewand, hinter ihr zwei englische Edelleute, Freunde und Begleiter des Herzogs, die als Zeugen dienen wollten. Mary erhob das Haupt nicht, als der Geliebte sich ihr leise näherte und sein Knie neben ihr beugte. Die junge Frau schien völlig in ihre Andacht versunken.

Jetzt schwieg der Priester, und der Herzog nahm die Hand seiner hohen Braut und führte sie näher zum Altar. Der heilige Akt der Trauung wurde in stiller Feierlichkeit vollzogen, das Paar eingesegnet.

Als sie die Ringe wechselten, hielt der Beichtvater einige Augenblicke die Hände beider in den seinen und sprach mit bewegter Stimme: »Möge Gott der Allliebende diesen Bund segnen, den ich in dieser Stunde feierlich weihe. Möge er Euch Kraft und Ausdauer verleihen, die Prüfungen zu bestehen, die Kämpfe zu überwinden, welche Eure Liebe vor Menschen zu bestehen haben wird. Herzog von Suffolk, Ihr empfangt heute aus meiner Hand eine köstliche reine Perle. Gelobt mir vor Gott, Euch stets dieses hohen Schatzes würdig zu erweisen.«

»Ich gelobe es«, erwiderte der Herzog mit fester, klarer Stimme, »und halte ich nicht Wort, möge Gottes Zorn mich treffen. Keine Macht auf Erden kann meine Treue brechen!«

»So geht Eures Weges in Frieden und in Hoffnung!«, sagte der Priester. »Die heilige Muttergottes beschirme Euer geliebtes Haupt, hohe Tochter.«

Der Herzog legte seinen Arm um die Braut und führte sie aus

der Kapelle in ihre Zimmer zurück, wo Anne ihrer wartete. Der Priester aber verweilte noch im stillen Gebet für die Neuvermählten am Altar, dann löschte er die Kerzen und entfernte sich mit den beiden Edelleuten durch einen anderen Ausgang.

Einige Tage später befand sich die Gemahlin Heinrichs VIII., Katharina von Aragon, in ihrem Betzimmer, eifrig mit dem Lesen heiliger Schriften beschäftigt. Sie war in tiefe Trauer gekleidet, welche sie um den jüngst gestorbenen kleinen Sohn trug. Sein Tod hatte einen finsternen Schatten über das Königspaar geworfen, denn Heinrichs ganze Seele klammerte sich an den Wunsch, einen Erben seines Thrones zu besitzen. Dennoch versuchte er Katharina liebevoll über den Verlust zu trösten, denn noch war sie seine viel geliebte »Kate«, der Engel, welcher sein Haus zu einem Paradies schuf. Katharina, obwohl nicht mehr ganz jung und fünf Jahre älter als Heinrich, besaß noch ihre wundervolle, seelenvolle Schönheit, ihre gewinnende Anmut, womit sie den enthusiastischen König als Jüngling beherrscht hatte. Noch war ihr Einfluss über ihn ein unbedingter, noch verstand es ihr heller Geist, ihre Liebe, den heftigsten Sturm zu beschwichtigen. Keine Bitte wurde abgeschlagen, welche durch die Vermittlung Katharinas an Heinrich gelangte, und diese Bitten waren zahllos, denn sie war ja im ganzen Land als die Freundin der Bedrängten, der Friedensengel bekannt und verehrt.

So gewöhnt sie an die heftigsten Zornesausbrüche ihres Gemahls war, erschrak sie dennoch, als er, einige Tage, nachdem die heimliche Trauung Marys mit Suffolk stattgefunden hatte, mit hastigen Schritten bei ihr eintrat und mit hochgeschwollenen Stirnadern ihr einen Brief zuwarf.

»Da lies! Ich bin außer mir!«

Katharina nahm das Schreiben auf. Ihre Wangen erbleichten,

als sie den Inhalt überflog.

Es war ein Brief von Mary, worin sie dem Bruder ihre jahrelange Liebe und ihre endliche Vereinigung mit dem Geliebten entdeckte. Die junge Frau schloss mit der flehendsten Bitte um Vergebung und um seinen Segen.

»Nun, was sagst du dazu?«, fragte Heinrich barsch. »Ich denke, du wirst dieses Mal mir recht geben, wenn ich mit der äußersten Strenge des Gesetzes handle. Und, bei Gott! Ich werde es tun! Die Verräter sollen es büßen ... Suffolks Haupt soll auf dem Towerblock fallen ... und sie ... sie ...«

»Ich gebe zu, Majestät haben vollkommen recht. Sie hätten anders handeln sollen, aber Geschehenes ist geschehen. Wir können sie jetzt nicht mehr trennen, und mein königlicher Gemahl wird auch das Herz nicht haben, das Glück der geliebten Schwester zu stören«, fügte Katharina hinzu und sah ihn so bitrend an, dass Heinrich verwirrt wurde.

»Warum nicht gar!«, sagte er schmollend, »ich glaube, du würdest selbst für den Erzteufel in Person noch ein gutes Wort finden, aber dieses Mal umsonst, Katy! Ich verzeihe ihnen nicht!«

»Mir wäre es jetzt gar nicht so unlieb, eine Erheiterung zu haben«, sagte Katharina ruhig, »denn wenn mich etwas über den Verlust unseres Kindes beruhigen könnte, wäre es der Anblick fremden Glückes! Ach, die süße, reizende Mary! Danke sie dir nur hier bei uns, so voller Leben und Anmut! Ich sehe sie immer noch bei ihrem Abschied. Sie sah so kummervoll aus. Ich ahnte wohl, dass sie Ludwig nie lieben werde, aber ich achtete sie umso höher, weil sie ihren Wunsch dir zum Opfer brachte.«

»Nun«, rief Heinrich heftig, aber sichtlich weicher gestimmt aus, »ich hätte doch nicht selbst sie mit dem Verräter vermählen sollen! Meine königliche Schwester mit einem Edelmann.«

»So ist sie uns doch erhalten,« entgegnete Katharina, »und bleibt im Land, und wenn uns Gott keinen eigenen Sohn beschieden hat, wer weiß, mein teurer Gemahl, ob Ihr nicht froh seid, an dem kleinen Neffen ... und ...«

»Nein«, unterbrach sie Heinrich, »ich will nichts von ihr hören, sage ich dir! Nie!«, rief er, heftig mit dem Fuß auf den Boden stampfend. »Suffolk bleibt ein Staatsverräter. Er hat mein Vertrauen missbraucht, und Mary ist ein ehrvergessenes Weib! Ihre Ehe anerkennen!«, fügte er spöttisch hinzu, »mein Segen soll sie vereinigen! Ja, im Tower will ich sie vereinigen in lebenslänglicher Gefangenschaft, wenn ich die Trauung nicht in Rom annullieren lasse!«

Er stürmte aus dem Gemach, rief zornig nach seinem Pferd, da er eben auf die Jagd reiten wollte, und verließ das Schloss.

Katharina ließ hierauf den allvermögenden Kardinal Wolsey zu sich entbieten und bat ihn dringend, des Königs Sinn zu besänftigen.

»Ach, hohe Frau«, entgegnete dieser mit heuchlerischer Demut, »was Euren Reizen nicht gelingt, wird auch meinen Worten fehlschlagen. Doch Euer Wunsch ist mir Befehl, ich werde, wenn der König mit mir darüber redet, das meine tun.«

Am folgenden Tag erschien Heinrich mit heiterer Miene. Er war sehr glücklich auf der Jagd gewesen, was ihn stets in gute Laune versetzte, obwohl es ihm jedes Mal ein Pferd kostete. Katharina erwähnte jedoch die Sache der Liebenden nicht, aber sie strengte all ihre gewohnte Liebenswürdigkeit an, ihn zu zerstreuen und zu erheitern. Wolsey hielt getreulich Wort. Er sprach in beredten Ausdrücken für die reuigen Schuldigen, wobei er das Anerbieten Suffolks betonte, dass er auf die königliche Mitgift Marys Verzicht zu leisten bereit sei. Katharina erwähnte wiederum ihrerseits die Möglichkeit, dass, im Fall sie

dem Thron keinen Leibeserben schenkte, Marys Kinder die nächsten Anverwandten seien.

Heinrich lächelte bei diesen Worten und schloss die schöne Bittende liebevoll in seine Arme.

»Meine Kitty«, sagte er, »ist doch immer der Engel des Friedens. Nun, ich sehe, ich muss wieder nachgeben und Gnade für Recht ergehen lassen.«

»So darf ich an Mary schreiben, dass Ihr verzeiht, dass sie bei uns willkommen sein wird?«, fragte Katharina an seinem Hals. »Dann wollen wir öffentlich die Vermählung feiern! O, wie freue ich mich, das liebe Paar hier zu sehen! Wir müssen sie so glücklich machen, wie wir sind, mein herzlieber Gemahl!«

»Ja, ja, sie mögen kommen«, sagte Heinrich, »aber sich auf eine gute Strafpredigt gefasst machen, namentlich der Erzverräter, der Suffolk.«

»Er hat nur ein Herz gestohlen«, sagte Katharina neckisch, »und König Heinrich von England viele! Darum ist auch er gefangen – mein süßer Gefangener.«

»Und was noch schlimmer ist, ich wünsche nie meine sanften Ketten abzuschütteln«, sagte Heinrich und küsste sie zärtlich.

Das Schicksal der Liebenden gestaltete sich somit günstig. Als sie in England landeten, wurden sie aufs Liebevollste in Greenwich empfangen, verlobt, und zu Ostern feierlich zum zweiten Mal vermählt. Heinrichs große Liebe zu seiner »geliebten Schwester« überwand bei deren Anblick jeden Unwillen. Er veranstaltete ein glänzendes Fest ihr zu Ehren und führte die Braut nach Shunter's Hill zu einer stattlichen Jagdpartie.

4.

Franz I. und die junge Hofdame

Anne hatte es vorgezogen, in Frankreich als Ehrendame der jungen, frommen Königin Claude, Tochter des verstorbenen Gemahls Marys aus erster Ehe und Gemahlin des prachtliebenden, ausschweifenden Franz I., zu bleiben. Mit ihr war auch Jane Seymour in den Dienst Claudes getreten. Da diese Letztere jedoch keine Ansprüche auf einen ebenso alten Adel wie Anne machen konnte, war sie nicht zur unmittelbaren Umgebung der Königin Maria Tudor gelangt. Die Königin Claude ließ es sich sehr angelegen sein, die strenge Moralität ihrer Mutter am Hof einzuführen. Als sie sich aber von der Unmöglichkeit dieses Wunsches überzeugen musste, indem die bekannte Vergnügungssucht und Galanterie ihres Gemahls sich wenig zu dem Charakter eines Asketen eignete, beschränkte sie die Einführung jener strenger Regel auf ihre Haushaltung. Sie erschien stets umgeben von einem Kranz junger Mädchen, welche sie gewissenhaft auch in die Messe begleiten mussten. Sie versammelte dieselben gleichfalls in ihren Gemächern um sich und führte die Aufsicht über deren Stickereien und Webereien, indem sie sorgfältig strebte, ihren Seelen eine religiöse Tendenz zu geben. Die Gesellschaft oder Unterhaltung mit Männern war diesem Jungfrauenkranz anders als bei festlichen Gelegenheiten streng untersagt, zum großen Leidwesen der lebendigen Anne, die bereits eine feine Koketterie mit ihren übrigen Talenten verband, wie sich schon in dem folgenden Dialog zwischen ihr und Jane Seymour zeigt.

Die Königin hatte eben eine lange Rede voll frommer Begeisterung über die Predigt eines berühmten Franziskaners gehalten

ten, und mit der Mahnung an ihre jungen Zuhörer geschlossen, die Sorge für die Seele hoch über die Freuden der Erde zu stellen. Schweigend und scheinbar andächtig blickten die Mädchen auf ihre Arbeit nieder, nur Annes schönes Gesicht, die ungeduldige Bewegung, mit der sie die Nadel führte und die Seide zerschnitt, deuteten weder auf Salbung noch auf Verachtung der irdischen Freuden.

»Lady Anne, was macht Ihr?«, fragte sanft Jane Seymour in leisem Ton, »das ist ein Fehler.«

»Wohl möglich«, antwortete diese flüsternd, »denn meine Gedanken sind weit weg von dieser langweiligen Beschäftigung.«

»So hegt Ihr keine Lust, die Ermahnung des Paters zu befolgen und Nonne zu werden?«

»Ich, Jane, die Wahrheit zu gestehen, ich dachte die ganze Zeit über, die wir in der kalten Kirche zubringen mussten, an einen neuen Pas, womit ich auf dem nächsten Ball Ehre einlegen will.«⁴

»Und womit Ihr Seine Majestät abermals entzücken wollt«, erwiderte Jane schelmisch. »Es würde mich nicht Wunder nehmen, wenn er Euch die Ehre erzeigte, mit ihm zu tanzen.«

»Bah! Dummheiten, Jane! Wiederholt dieses Geschwätz vor jenen eifersüchtigen Französinen nicht, die uns Fremden kein Lob gönnen.«

»Obwohl sie sehr bemüht sind, Eure Laune in Erfindung neuer Kostüme nachzuahmen, die ihnen oft herzlich schlecht stehen.«

»Wartet bis zum nächsten Ball«, sagte Anne triumphierend und erhob in ihrem Eifer die Stimme so laut, dass die Königin

⁴ Annes Geschmack in der Erfindung neuer Tänze wird von französischen Zeitgenossen sehr hervorgehoben.

von ihrer eigenen Arbeit zu ihnen hinblickte.

»Über was spricht Ihr, Lady Anne?«, fragte sie das erschrockene Mädchen. »Ich hoffe, nur über Gegenstände, welche nützlichen oder erbaulichen Inhalts sind, meine Tochter.«

»Wir sprachen von dem bevorstehenden Fest, Majestät«, nahm Jane Seymour schnell das Wort, »und meinten, dass wir uns demselben entziehen würden, wenn möglich.«

»Meine liebe Lady Anne«, nahm die arglose Königin, sichtlich erfreut, das Wort, »diese Eingebung kommt von oben und ist eine schöne Wirkung der heutigen Andacht. Schon oft fürchtete ich, dass Eure Vorliebe für weltliche Vergnügungen zu viel Macht über Eure Seele gewinnen möchte. Wenn es Euer Ernst ist, will ich den König bitten, dass Ihr den Abend auf Eurem Zimmer zubringen dürft.«

Annes Gesicht entfärbte sich und die Nadel entsank ihrer Hand. Ehe sie jedoch antworten konnte, schlug ein Kammerdiener die schwere Kortine zurück und meldete: »Seine Majestät!«

Claude samt den Damen erhob sich bei dessen Eintritt. Er begrüßte anmutig durch eine leichte Schwenkung mit der Hand und führte seine Gemahlin mit ritterlicher Artigkeit zu ihrem Sessel, worauf die Mädchen wiederum schweigend ihre kleinen Taburette einnahmen. Der König ließ seine lebhaften dunklen Blicke über die reizende Gruppe gleiten und sagte lächelnd: »Wahrlich, Königin, Ihr tut uns Männern unrecht, dass Ihr sie von diesen stillen Stunden ausschließt. Diese schönen Blumen sollten die Gesellschaft schmücken.«

»Die Blumen sollen, hoffe ich, für den Himmel erblühen, Majestät«, sagte Claude. »Dort allein, in des Paradieses Luft, werden sie nie verwelken.«

»Die Frömmigkeit ist des Weibes schönster Schmuck«, antwortete Franz und küsste achtungsvoll die Hand seiner Gemah-

lin. »Ich bin jedoch der Überbringer einer Nachricht, die jedenfalls diesen jungen Damen eine Erheiterung verschaffen wird und zu deren Mitteilung ich mir die Erlaubnis meiner edlen Gemahlin ausbitte.«

»Ihr habt nur über uns zu befehlen, Sire«, war die demütige Antwort, »wir stehen Euch zu Gebote.«

»Nun denn, es ist eine Zusammenkunft zwischen uns und unserem königlichen Freunde Heinrich von England ausgemacht. Diesen Morgen traf der Kurier ein, welcher die Zusage brachte.«

»Werden die königlichen Freunde nach Paris kommen?«, fragte Claude.

»Nein, es wird ein festliches Lager zwischen Ardres und Guines aufgerichtet, denn die Königin Katharine wird ihren Gemahl begleiten. Wir werden unser Möglichstes tun, um den Gästen unsere Liebe und Freude durch Pracht und Schönheit zu beweisen. Es ist daher unser Wunsch und Wille, dass die Damen in ihrem reichsten Schmuck erscheinen, denn wir dürfen unsere eigenen Blumen nicht von denen Englands überstrahlen lassen. Soviel ich weiß, Lady Boleyn«, redete Franz diese an, welche bei der Ankündigung des Festes mit glühenden Wangen und strahlenden Augen das Haupt von der Arbeit erhoben hatte, »werden Verwandte von Euch das Königspaar begleiten, wohl auch Eure Schwester Mary, von deren seltenen Reizen wir bereits vernommen.«

»Sie war als Kind lieblich«, entgegnete Anne, »aber ebenso gut wie schön.«

»König Heinrich soll beides an ihr bewundern«, sagte Franz lächelnd, »sowohl ihre Tugend als auch ihre Schönheit.«

»Marys Herz ist rein wie der frisch gefallene Schnee«, erwiderte Anne mit einer leisen Betonung, welche der Königin

Claude nicht entging.

»Eines Königs Lob wird ihr nicht schaden, Sire.«

Franz erwiderte nichts auf diese etwas kecke Rede, sondern stand auf und verließ das Gemach nach einer abermaligen artigen Verbeugung.

Drei Tage später fand der glänzende Ball statt, zu dem Anne einen neuen Anzug bereitet hatte. Es war nicht mehr die Rede davon, dass sie sich freiwillig demselben entziehen wolle. Als sie am Abend zur Toilette in ihr Gemach trat, duftete ihr ein köstlicher Strauß der seltensten Blumen entgegen. Hastig schritt sie darauf zu und erblickte in der Mitte desselben eine weiße Rose vom feinsten Silber, in deren Kelch ein Diamant strahlte. Gedankenvoll zog sie die Rose hervor und fand um deren Stängel ein feines Papier gewickelt, auf dem die Worte standen: *A la plus belle!* – F.

Ein stolzes Lächeln des Triumphes spielte um Annes schönen Mund, als sie die Rose in ein Stück Papier wickelte und dieselbe in ihrem Mieder verbarg. Die Blumen wand sie dann enger zusammen und rief ihre Zofe herbei.

Es war eine glänzende, herrliche Versammlung, welche einige Stunden später in dem hell erleuchteten, reich mit Blumen geschmückten Saal sich einfand. Alle Blicke wandten sich zu der Tür, als die Königin wie ein sanfter Abendstern, gefolgt von den vielen jungen Mädchen, eintrat. Der König eilte ihr entgegen, führte sie zu dem Ehrenplatz am oberen Ende des hohen Gemaches und gab alsdann das Zeichen zum Beginn des Tanzes, den er selbst mit einer der Damen eröffnete. Im Vorübergehen streiften seine Blicke über die Schar der jungen Mädchen, und seine Augen funkelten, als er an Annes Brust den wohlbekanntem Strauß erkannte.

»Sie ist mein, die herrliche Knospe«, flüsterte er leise seinem

Vertrauten, dem Herzog von Angoulême zu, »sie trägt meine Blumen auf der Brust.«

»Welches Herz würde sich der Liebe Eurer Majestät entziehen«, entgegnete der geschmeidige Hofmann.

»Wie schön sie ist!«, nahm der König wieder das Wort. »Reizend! Seht nur diese anmutigen Bewegungen, diese Lebendigkeit! Dieu! Sie gleicht der Muse des Tanzes auf jenem alten, herrlichen Bild. Ich muss sie heute noch sprechen, meine Liebe gekrönt sehen, Herzog. Gebt auf sie acht und meldet mir, wenn es Gelegenheit gibt, sich ihr, unbemerkt von der Königin, zu nähern.«

Die Gelegenheit ließ nicht auf sich warten; denn Anne, erschöpft von dem langen Tanz und der drückenden Hitze, wand sich leicht durch das Gedränge und flüchtete in eines der Nebenzimmer, wo sie sich an ein offenes Fenster stellte und in den Garten hineinschaute. Ihr Herz klopfte fast sichtbar unter dem eng anliegenden Gewand von scharlachrotem Samt. Da legte sich plötzlich ein fester Arm um ihre feine Taille und eine leise Stimme flüsterte schmeichelnd »Enfin!«

Anne wandte sich um – und erblickte den König, dessen feurig dunkle Augen verlangend sich in die ihren senkten.

»Anne, ich liebe dich! Ich will von deinem süßen Mund vernehmen, dass du meine Liebe erwidert.«

»Majestät!«, antwortete das Mädchen, einige Schritte von ihm wegtretend, mit unbeschreiblicher Hoheit, »mein Vater empfahl mich Eurem ritterlichen Schuh an, als er die Tochter hier einsam ließ – und König Franz gelobte, das Mädchen zu ehren.«

»Ich halte mein Wort!«, sagte Franz, »und noch mehr, ich liebe dich.«

»Und denken mir die Ehre zu, Ihre Geliebte zu werden?«, er-

widerte Anne mit einem halb ernsten, halb schelmischen Ton und Ausdruck. »Ich muss als Abkömmling des hohen Geschlechts der Howard und als Jungfrau auf diese Ehre verzichten, Sire!«

»Aber du trägst, meine Blume!«

»Als Zeichen, dass ich das Geschenk des liebenswürdigsten Fürsten ehre!«, sagte mit Feinheit Anne. »Doch nur die Blume habe ich bewahrt, die Rose gebe ich hiermit zurück. Nehmen Sie, Sire, ich fürchte mich an den Dornen zu verbluten, die an dieser Rose kleben. Auch kann ich solchen Schmuck nicht tragen, ohne Aufmerksamkeit zu erregen und den reinen Namen, den ich trage, zu trüben. Vergebt mir, Sire«, fügte sie, freundlich bittend zu ihm aufschauend, hinzu, »und bleibt mir als mein königlicher Beschützer an diesem bösen Hof gewogen.«

Der König war im Begriff, ihr zu antworten, als der Herzog ins Gemach stürzte.

»Sire, die Königin fragt nach Euch, sie hat Euch vermisst, ist ängstlich um Euch besorgt.«

Franz murmelte etwas unwillig zwischen den Zähnen und eilte hinaus. Der Herzog aber erbot sich, Anne unbemerkt durch eine Nebentür wieder in die Nähe der Königin zu führen.

Anne richtete sich mit der Würde einer Königin zu ihrer vollen Höhe empor und sagte ernst: »Ich kann ruhig durch den Saal gehen, edler

Herr. Ich habe dem König soeben auseinandergesetzt, dass die Frauen in unserer Familie sich zu hoch achten, um die Geliebten eines Königs zu werden. Merkt Euch die Lehre ebenfalls für die Zukunft.«

Bei diesen Worten wandte sie sich um und schritt ruhig durch den Saal hin zu ihren Freundinnen.

5.

Das Feld von Gold. Die königlichen Verehrer.

Mit Recht wird jene Zusammenkunft zwischen Heinrich VIII. und Franz I. *das Lager oder Feld von Gold* betitelt, denn selten oder nie entwickelte ein europäisches Land ähnlichen Luxus. Sogar der Teppich unter Katharinens Thronsessel im gemeinschaftlichen Empfangszelt, dessen Bedeckung von dem schwersten weißen Brokat, reich mit Gold gestickt, schimmerte von köstlichen Steinen und Perlen. Beide Fürsten brachten die Blüte des Adels von ihren Landen mit sich. Ritterspiele, Feuerwerk und Vergnügungen jeglicher Art waren bereitet worden, um die Gäste würdig zu unterhalten. Heinrich und Franz legten die innigste Zärtlichkeit füreinander an den Tag. Beide Monarchen erschienen außerhalb ihres Zeltes Arm in Arm. Auch die Königinnen schlossen Freundschaft. Täglich besuchten sie sich und blieben ohne Gefolge einige Stunden in traulicher Gemeinschaft beisammen; ein Umstand, welcher dem Hof mehr Freiheit gewährte. Unter denen, welche im hohen Grad das Wiedersehen ihrer Freunde und Verwandten genossen, befand sich Anne, da ihr Vater mit seiner zweiten Gattin und der lieblichen Schwester Mary das Königspaar begleitete. Das Mädchen erhielt auf ihre Bitten die Erlaubnis, Annes Zelt zu bewohnen. Wieder, zum ersten Mal seit Jahren, teilten sie ein gemeinsames Lager. Als sie sich allein befanden, rief Anne entzückt aus: »Mary, wie bist du so schön geworden!«

»Und du, meine Anne«, erwiderte Mary im alten Ton der Liebe, »ich hätte dich fast nicht mehr erkannt. Dein Wesen ist ein ganz anderes geworden. Du siehst aus wie eine Königin, so stolz und sicher. Bist auch wohl sehr glücklich in Frankreich?

Wir hörten manchmal, wie du bewundert würdest und geliebt.«

»Bewunderung und Liebe sind zwei verschiedene Sachen, mein süßes Herz. Ich bin weder wahrhaft geliebt noch liebe ich selbst.«

»So ist dein Herz noch frei? Du Glückliche!«, fragte Mary leicht errötend. »Es ist so bitter, recht von Herzen zu lieben, und doch entsagen zu müssen.«

»Ist denn der Mann deiner Liebe so hoch über dir, dass meine Mary nicht Gegenliebe hoffen dürfte? Komm, liebes Kind«, fügte Anne liebkosend hinzu, als die Schwester schwieg und das reizende Köpfchen senkte. »Lass uns redlich miteinander plaudern. Wer weiß, wann wir uns wiedersehen. Schäme dich nicht, mir alles zu gestehen. Auch ich habe ein Geheimnis, das du kennen sollst. Ist das Gerücht, das nach Frankreich gedrungen, wahr? Erwiderst du König Heinrichs Liebe?«

»Nein, nein!«, rief Mary aus und warf sich weinend in Annes Arme, »glaube nichts Böses von mir, Anne. So wahr ich lebe ... ich will seine Liebe nicht ... ich hasse ihn, weil er mir Kummer macht, und Carey von mir entfernt ... Gewiss, ich liebe den König nicht – aber ich muss seine Neigung dulden, denn er lässt mich nicht vom Hof fort. O, du glaubst nicht, wie er mich ängstigt mit seiner feurigen Liebe, wie zärtlich er mich bittet, diese Liebe zu erwidern. Aber ich tue es nicht!« rief sie heftig aus. »Und wenn ich ihn noch so sehr liebte, nie würde ich die Tod-sünde begehen, meine edle Gebieterin zu verraten!«

»Was sagen die Eltern dazu?«, fragte Anne.

»Der Vater hat wiederholt um meine Entlassung gebeten, und ich habe die Königin fußfällig um diese Gnade ersucht, aber sie sagt mir immer, der König wünsche, dass ich bleibe.«

»So ahnt sie Heinrichs Untreue?«

»Vermutlich, denn sie ist seit einiger Zeit nicht mehr so freundlich gegen mich und fordert mich nie mehr auf, ihr wie sonst vorzusingen oder vorzulesen. Ach, liebste, beste Anne, rate du mir. Könntest du mich nicht mit dir nehmen? Man sagt, du habest vielen Einfluss am Hof – und König Franz zolle dir viele Bewunderung. Verdenke es ihm nicht, er müsste keine Augen haben, wenn er meine schöne, kluge Anne nicht auszeichnete.«

»Er tut mehr als mich auszeichnen, Liebling. Er hat mir dieselbe Ehre zugedacht, wie König Heinrich dir. Meiner Treu! Unser Vater darf auf seine Töchter stolz sein, dass man sie zu königlichen Konkubinen erheben will!«

Annes Augen sprühten in diesem Augenblick und ihre Wangen glühten in edler Entrüstung. Sie machte sich sanft von der Schwester los und schritt rasch einige Male im Zimmer auf und ab.

»Wir sind recht unglücklich«, sagte Mary schluchzend. »Ach, wären wir doch daheim in unserm schönen, stillen Never geblieben!«

»Die Männer sind in jedem Lande gleich, Liebe«, erwiderte Anne, »darum müssen wir Frauen umso fester bleiben, ihre Huldigung hinnehmen und schätzen wie ein Kind das Spielzeug – weiter nicht.«

»Sie sind doch nicht alle schlecht. Carey ist es nicht, seine Liebe ist so zart, so sittsam, sein sehnlichster Wunsch ist, mich zu heiraten.«

»Warum tut er es denn nicht?«, fragte Anne scharf. »Warum duldet er als Mann von Ehre, dass ein anderer seine Braut beleidigt?«

»Es ist ja der König«, sagte Mary schüchtern. »Von einem anderen litte er es nicht.«

»Der König ist auch nur ein Mann, und noch dazu ein schlechter«, erwiderte Anne. »Sage Carey, er solle offen hervortreten und seine Ansprüche auf deine Hand geltend machen. Wenn er es nicht wagt, vertraue dich offen der armen Königin an. Es liegt auch in ihrem Interesse, dich zu vermählen. Einmal Careys Gattin wird Heinrich dich in Ruhe lassen.«

»Horch!«, unterbrach sie Mary. Anne blieb stehen und lauschte gespannt. Vor ihrem Zelt vernahm sie ein bekanntes Troubadourlied, das von einer gedämpften, aber weichen, melodischen Stimme gesungen wurde. Am Ende des ersten Verses nahm eine andere, tiefere, aber ebenfalls schöne Stimme den Refrain auf: »Vieriz, belle stuile!« Und vollendete das Lied, worauf alles wiederum still wurde.

Mary war hastig und erschrocken von ihrem Sitz aufgesprungen, auf dem sie halb ausgekleidet saß. »Mein Gott«, stammelte sie, »das war König Heinrichs Stimme! O, nicht einmal hier verschont er mich!«

»Und der erste Sänger war König Franz«, sagte Anne gleichgültig. »Solche Tollkühnheit sieht ihm gleich. Aber sei ruhig, Liebchen, sie sind fort. Lösche die Kerze und legen wir uns zur Ruhe, Mitternacht ist vorbei. Wir hätten es früher tun sollen. Unser Licht hat verraten, dass wir noch wach sind.«

Am folgenden Morgen dankte Anne König Franz mit einem zärtlichen, koketten Blick ihrer herrlichen Augen für die Auszeichnung, während die schüchterne Mary vor dem Adlauge Heinrichs das liebliche Haupt senkte und eine jungfräuliche Verschämtheit ihr Madonnenantlitz rötete. Katharina gewährte es, ein leichter Schatten von Kummer flog einen Augenblick über ihre edlen Züge, ein Seufzer entstieg ihrer Brust, als sie sich zu der neben ihr sitzenden Königin Claude wandte.

»Ist sie nicht himmlisch?«, fragte begeistert Heinrich den

Franzosenkönig eine Stunde später.

»Par dieu, mon cher frère. »Die Sterne an Eurem Hof verdunkeln nos beautés wie eine Sonnenfinsternis die Erde. Ich möchte wünschen, unsere Throne tauschen zu können. Nur einen Vorzug besitzen unsere Damen.«

»Der wäre?«

»Dass sie minder spröde und unbittlich sind. Ich habe meiner stolzen Boleyn schon mehr gute Worte gegeben, als ich in meinem Leben dem ganzen Weiberreich geschenkt habe. Ihr seid noch nicht glücklicher bei Eurer Madonna?«

»Sonst wäre sie auch keine Madonna!«, sagte Heinrich. »Ich würde nie ein Weib schätzen, das sich mir à la premiere attaque ergäbe.«

»Man lobt Euer eheliches Glück, Sire«, warf Franz fragend ein. »Wie benimmt sich

Katharina bei Euren amours?«

»Katharina ist das edelste Weib auf Erden«, entgegnete Heinrich, plötzlich ernst werdend, »ich achte sie von ganzer Seele ... und liebe sie auch ... aber ...«

»Das Herz ist groß genug, um zwei zu fassen«, gab Franz lachend von sich. »Aber wie findet Ihr mein Ideal? Sie ist noch schöner als Mary.«

»Sie ist mir nicht besonders aufgefallen«, antwortete Heinrich gleichgültig.

»Par dieu«, rief Franz lebhaft, »dann habt Ihr das Schönste an meinem Hof nicht betrachtet. Wen jene Augen anlächeln, bleibt gefangen. Eure eigene Liebe macht Euch blind gegen alles Übrige.«

»Ihr könnt recht haben, mon frère, meine ganze Seele hängt an Mary. Claude sagt mir, Anne wünsche die Schwester mit nach Frankreich zu nehmen«, warf Franz zögernd hin. »Ich ver-

sprach, bei Euch darum anzuhalten ...«

»Nie, nie«, rief Heinrich heftig, »mit meinem Willen verlässt sie England nicht. Fordert, was Ihr wollt, mon frère, nur Mary nicht. Lieber entsagte ich meinem Thron, als dem Anblick dieses Engels.«

»Das genügt«, sagte Franz, »obwohl ich gern Anne den Gefallen getan hätte.«

»Kein Wort davon gegen Katharina«, bat Heinrich. »Ich sehe es ihr an. Schon lange sucht sie eine Gelegenheit, das Mädchen vom Hof zu entfernen. Es ist die erste Bitte, die ich ihr abgeschlagen habe. Es kann nicht sein.«

Franz nickte leicht mit dem Haupt, und die Freunde trennten sich.

Am letzten Tag, ehe die beiden Höfe sich trennten, hielt der Kardinal Wolsey ein feierliches Hochamt. Die beiden Königspaare empfangen das heilige Abendmahl zum Pfand einer festen Treue, welche jedoch bekanntlich bald wieder gebrochen wurde.

Man schied unter den Umarmungen und den Versicherungen der innigsten Freundschaft.

Anne kehrte mit der Königin nach Paris zurück, doch sollte sich ihr Schicksal bald freundlicher gestalten.

Margarete, die schöne, geistreiche, aber auch leichtsinnige Schwester Königs Franz, hatte längst die Liebe des Bruders für die junge Anne erraten sowie dessen Wunsch, das Mädchen aus der klösterlichen Umgebung Claudes zu befreien.

Als Franz, hingerissen von Annes Anmut und Liebenswürdigkeit, sie zwang, sich vom ersten Maler der Residenz malen zu lassen⁵, überraschte Margarete ihn durch die Bitte, Anne ih-

⁵ Das Porträt befindet sich noch im Louvre.

rem Dienst abzutreten.

»Ein König hat die Pflicht, für das Wohl seiner Untergebenen Sorge zu tragen«, sagte die Prinzessin mit einem mutwilligen Blick. »Das Mädchen ist unglücklich bei deiner strengen Gemahlin, und ihr reich ausgestatteter Geist verkrüppelt im Boden der siechen Frömmerei.«

»Du hast recht«, erwiderte Franz und drückte die Hand seiner Schwester. »Du willst zugleich für sie und für mich sorgen. Claude fängt an, argwöhnisch zu werden, und findet stets Mittel, das Mädchen bei meinen Besuchen zu entfernen.«

»Hm! Ich dachte es mir, dass es so mit Euch stände!«, sagte Margarete, leicht mit dem Finger drohend. »Aber Claude wird sie mir nicht abtreten wollen. Du weißt, sie hält mich eben nicht für die geeignete Hüterin einer reinen Seele!«

Franz lachte. »Überlass mir die Sorge«, sagte er. »Gib inzwischen dem Mädchen im Geheimen einen Wink von unserer Absicht, Schwesterchen. Mein Wort darauf, sie wird uns helfen.«

Franz hatte Anne nur zu gut erkannt. Freudestrahlend ergriff sie die Gelegenheit, ihrem Gefängnis zu entfliehen, und die sanfte Claude, welche nie ihrem Gemahl widersprach, willigte in die Entlassung Annes ein.

Ein neues Leben ging dem jungen Mädchen im lebensfrohen, verführerischen Haushalt der reizenden Margarete auf. Bald nahm sie auch hier unter den Künstlern und Gelehrten sowie unter den großen Schönheiten des damaligen Adels eine hervorragende Stellung ein.

6.

Katharina und Mary Boleyn

Katharina von Aragon war aus der Messe zurückgekehrt, welche sie mit Heinrich täglich dreimal anhörte. Nachdem sie sich ihres Mantels und Schleiers entledigt hatte, und die diensttuetenden Damen in das Nebengemach getreten waren, wandte sie sich an ihre vertraute Ehrendame, Lady Willoughby.

»Wisst Ihr, warum Seine Majestät diesen Morgen die Messe versäumte? Ein wichtiges Ereignis muss ihn abgehalten haben.«

Die Angeredete, eine Spanierin, welche sich mit Lord Willoughby vermählt hatte und eine innige Liebe zu der Königin hegte, errötete, indem sie etwas verlegen bemerkte, dass sie es nicht genau wisse.

»Und wie geht es unserer Patientin Mary Boleyn?«, fragte die Königin weiter. »Ich gedenke sie zu besuchen.«

»Ihr Leiden ist nicht gefährlich«, antwortete Lady Willoughby spöttisch, »und ich glaube, der Besuch Eurer Majestät würde sie nur beschämen. Erlaubt mir einen Rat, hohe Frau. Sendet das Mädchen zu ihrem Vater zurück.«

Katharinas edles Gesicht drückte Schrecken und Kummer aus. »Ihr wollt damit nicht sagen, Lady Elvira, dass Mary den Bitten des Königs nachgegeben hätte? O, ich glaube es nicht. Das Mädchen mag eitel sein, wie ihre Schwester Anne, aber so tief wird sie nie fallen.«

»Gern würde ich mich meines Unrechts überwiesen sehen«, erwiderte Elvira, »denn ich liebte das Mädchen; aber man flüstert sich seit einigen Tagen Dinge in die Ohren, die traurig sind. Während wir in der Kapelle waren, berichtet mir meine Zofe, dass sie gesehen habe, wie der König vorsichtig, aber schnell

die Treppe herunterstieg, welche zu den Gemächern der Ehrenfräulein führt.«

»Ach!«, seufzte Katharina schmerzlich bewegt, »und ich Törin glaubte meines Gatten Liebe mir lebenslänglich erhalten zu können! Er liebte mich auch, ehe seine Söhne starben.«

»Es ist auch seine Leidenschaft für Mary mehr eine Laune, hohe Frau. Erweist ihm die gleiche Liebe, und verleugnet Euren Schmerz, so wird er sich wieder zu Euch wenden. Und was den Tod der Söhne betrifft, so scheint Seine Majestät völlig mit der Geburt seiner Tochter ausgesöhnt zu sein. Seine Liebe zu dem holden Kind ist auch die Bürgschaft seiner Verehrung für die hohe Mutter. Vielleicht tut man auch Mary Boleyn Unrecht, Majestät.«

»Ich muss Gewissheit darüber haben, noch heute«, sagte Katharina entschieden. »Ist es wahr, hat sie so weit vergessen, was sie mir und ihrer jungfräulichen Ehre schuldet, dann verlässt sie augenblicklich das Schloss, möge der König mir zürnen oder nicht. Kommt, Elvira, geleitet mich zu ihr!«

Man war gewohnt, dass die Königin in ihrer Engelsgüte in höchst eigener Person nicht nur die kranken Damen ihrer Haushaltung besuchte, sondern ebenfalls den niedrigsten Diener des Schlosses. Es erregte daher kein Befremden unter den Ehrendamen im Nebengemach, als die hohe Frau, von ihrer Vertrauten gefolgt, sich in Marys Zimmer begab. Nur sah man dieselben einander vielsagende Blicke zuwerfen, dann drängten sie sich näher zusammen und flüsternten geheimnisvoll.

Die Königin war unangemeldet, hohen Ernst auf der Stirn und mit der Haltung einer Richterin bei Mary eingetreten. Aber sie blieb betroffen stehen, als sie den Gegenstand ihrer Sorge und ihres Unwillens zusammengedrückt auf dem Boden sitzen sah, mit fest ineinander geschlossenen Händen und bitterlich wei-

nend. Sie war augenscheinlich eben vom Bett aufgestanden, denn ihre leichte Gestalt umhüllte nur ein loser seidener Mantel oder Überwurf, der sich knapp dem zarten Körper anschmiegte. Ihre kleinen Füße waren bloß, und das lange blonde Haar hing wie ein Schleier von Gold über die Schulter herab.

Die Königin schritt so leise über den mit Binsen bestreuten Fußboden, dass sie dicht vor dem Mädchen stand, ohne dass dieses es wahrte.

»Lady Mary!«, fragte Katharina sanft, »was ist Euch? Was ist vorgefallen?«

Mary stieß einen unterdrückten Schrei aus, sprang auf, warf sich aber im nämlichen Augenblick wieder vor der hohen Frau nieder und umklammerte deren Knie. Ihr ganzer Körper zuckte in konvulsivischer Bewegung.

Katharinas Antlitz nahm einen milden Ausdruck an. Es war ein Blick des tiefsten Mitleidens, den sie auf die Kniende warf.

»Mary, ich bin gekommen, um von Euch selbst zu hören, ob Ihr wirklich die Liebe des Königs erwidert habt! Ich vergebe Euch, wenn dem so wäre, denn Ihr seid jung und Euer Herz ist weich. Bekennt mir daher Eure Schuld, und ich werde Sorge tragen, dass Ihr den Hof verlasst, ehe Eure Schande offenkundig wird. Der König war diesen Morgen bei Euch! Mary, ich traue niemandem mehr, seitdem Ihr mich verraten und betrogen habt.«

»Wer sagt, dass ich das getan hätte?«, rief Mary aufstehend mit edlem Unwillen. »Wer hat es gewagt, mich so zu erniedrigen?«

»Viele!«, erwiderte Lady Elvira. »Wer die Huldigung eines Königs annimmt wie Ihr, muss sich gefallen lassen, dass man an ihrer Unschuld zweifelt.«

»O, mein Gott, das ist zu hart zu tragen!«, rief Mary aus.

»Warum empfangt Ihr den König in Eurem Gemach, noch dazu bettlägerig?«, fragte Katharina vorwurfsvoll.

»Ich habe ihn nicht empfangen!«, sagte Mary. »Er kam ohne mein Wissen und meine Erlaubnis. Ich wollte rufen, aber alle waren fort. Der König erstickte meinen Schrei mit seinen Küssen. Ich bat und flehte, dass er mich nicht unglücklich machen wolle, und strengte alle meine Kräfte an, um mich ihm zu entziehen. Aber meine Kraft war am Erliegen. Schon gab ich mich verloren, da tönte die Glocke der Kapelle zum Zeichen, dass die Messe beendet war. Schritte und Stimmen in den Korridoren ließen sich vernehmen, und der König verließ mich. Die Tränen, die Ihr mich weinen saht, waren nicht die der Reue, hohe, Gebieterin, nur des verletzten jungfräulichen Gefühls. O, warum weigert Ihr Euch, mich zu entlassen, teure Frau?«, fügte Mary lebhaft hinzu. »Auf meinen Knien bitte ich Euch nochmals, beschützt mich. Wenn Ihr dies nicht zu tun vermögt, lasst mich den Hof verlassen.«

»Ist das Euer Ernst, Lady Mary?«

»So wahr ein Gott im Himmel thront und den Meineid bestraft. Ich bin unschuldig und es ist mir Ernst.«

»So habt Ihr nie dem König Hoffnungen gemacht, ihn nicht absichtlich von mir entfernt?«, fragte Katharina.

»Nie, hohe Frau, des Königs Liebe war die Qual meines Lebens, denn sie ist schuld, dass der Mann mich verachtet, dem ich mein Herz geschenkt habe.«

»Ihr liebt einen anderen?«, fragte Katharina mit freudigem Erstaunen.

Anstatt der Antwort zog Mary errötend unter ihrem Überwurf ein Medaillon hervor, das sie an einer Kette um den weißen Hals trug, und hielt es der Königin hin.

»Das Gesicht ist mir bekannt«, sagte Katharina, »es muss je-

mand am Hofe sein.«

»Ja, Majestät, es ist das Bild Sir Careys, einer von des Königs Kammerherren. Er liebte mich innig, und ich ihn. Wir gelobten uns ewige Treue, aber mein Vater wollte uns seinen Segen nicht geben, weil Carey arm ist. Jetzt hat sich auch mein Verlobter zurückgezogen, seitdem die Verleumdung mich als die Geliebte des Königs bezeichnet.«

»Aber Ihr liebt ihn noch?«

»Ja, Majestät, und wenn ich nicht seine Gattin werden kann, so steht mein Entschluss fest. Am Hofe will ich nicht bleiben, ich trete in ein Kloster.«

Die Königin bückte sich zu der Knienden nieder, hob ihr feines Köpfchen von der Brust in die Höhe und blickte ihr lange und forschend in die klaren blauen Augen.

»Mary, ich glaube Euch!«, sagte sie liebevoll und küsste die schöne Stirn. »Verlasst Euch auf mein Wort, Eure Tugend soll glänzend belohnt werden, so wahr ich Königin von England bin. Noch heute werde ich mit Carey reden. Er soll Euch wieder achten und Euer natürlicher Beschützer werden. Dann führe ich Euch selbst an den Traualtar.«

»O, hohe Frau, wie kann ich Euch jemals genug danken!«, stammelte Mary in rosiger, verklärter Glut.

»Ihr habt mir nichts zu danken«, entgegnete Katharina huldreich, »eher zu verzeihen, dass ich nicht früher Euch zu Hilfe kam. Ich wurde selbst getäuscht und verkannte Euch, mein holdes Kind. Nun legt Euch aber wieder nieder, denn Ihr bedürft der Ruhe, wie ich sehe. Sobald Ihr imstande seid, das Zimmer zu verlassen, sprechen wir uns wieder. So Gott will, habe ich gute Nachrichten für Euch.«

Sie verließ nach diesen Worten das Gemach, und Mary befolg-

te ihre Ermahnung, Ruhe zu suchen.⁶

⁶ Einige Historiker haben entschieden Mary als die Geliebte Heinrichs bezeichnet. Allein die Briefe der Ersteren, welche noch vorhanden sind, beweisen deutlich dass dies nicht der Fall war.

7.

Mary Boleyns Verbindung mit William Carey. Heinrichs Gewissenskrupel wegen seiner Ehe mit Katharina.

»Mein teurer Gemahl«, sagte die Königin Katharina schmeichelnd, als dieser sie nach der Tafel in das Nebengemach führte, wo Wein und Konfitüren an Stelle des Kaffees unserer modernen Zeit herungereicht wurde, »ich habe eine Bitte auf dem Herzen, die ich Euch gern darbringen möchte.«

»Katharina bittet für die ganze Welt, nur nicht für sich!«, war die galante Antwort.

»Dieses Mal doch, mein teurer Herr, denn es betrifft Euren und meinen Liebling, Mary Boleyn.«

Heinrichs Hand zuckte in der ihren.

Die Königin bemerkte es, fuhr aber ruhig fort: »Das Mädchen ist eigentlich aus Gram krank. Ich besuchte sie diesen Morgen ...«

Abermals machte Heinrich bei diesen Worten eine ängstliche Bewegung.

»... Und fand sie bitterlich weinend.«

»Was fehlte ihr?«, fragte Heinrich verlegen.

»Sie hat Liebeskummer und entdeckte mir, dass sie seit zwei Jahren ihre Treue an den jungen Carey verpfändet habe.«

»Und nun?«, fragte Heinrich barsch.

»Nun, Carey hat sich von ihr zurückgezogen, wie es scheint, aus Eifersucht. Er missdeutet die Bewunderung Eurer Majestät.«

»Er tut dem Mädchen unrecht, beim Himmel!«, rief Heinrich hastig aus. »Mary ist ein Engel!«

»Das habe ich stets geglaubt«, erwiderte die Königin sanft.

»Mein Herz vertraut der Ehre meines Gemahls und seiner edlen, großmütigen Seele! Aber die Stimme der Verleumdung hat auch Euren Engel angetastet, mein Gemahl, und Mary bittet mich, sie in ein Kloster ziehen zu lassen. Sie will als Nonne sterben.«

»Das soll sie nicht!«, entgegnete Heinrich. »Ich will die schönste Blume an unserem Hof nicht verlieren.«

»Dann gibt es nur ein Mittel, sie uns zu erhalten«, warf Katharina etwas befangen ein. »Wenn Ihr sie selbst mit dem Geliebten aussöhnt und ohne Zögern die Vermählung veranstaltet, denn Sir Boleyn ist dem Bund abgeneigt, weil Carey arm ist.«

»Ihr verlangt das Unmögliche von mir«, sagte Heinrich und fuhr sich mit der Hand über die breite Stirn.

»Ich weiß, mit wem ich rede«, sagte Katharina zärtlich, »und dass mein Heinrich sich selbst vergessen kann, wo es gilt, zwei junge Wesen glücklich zu machen. Ich habe bereits dem Mädchen in Eurem Namen den Segen versprochen! O, straft mich nicht Lügen, mein teurer Gemahl. Bei der Erinnerung an unsere eigene Jugendliebe, die mich so inniglich beglückte, erhaltet das holde Kind dem Leben und uns!«

Heinrich schwieg. Ein harter Kampf schien sein ganzes Wesen zu erschüttern. Jetzt wurde ihm die Ursache von Marys Standhaftigkeit plötzlich klar sowie die Überzeugung, dass sie sich ihm nie ergeben würde. Katharinas zartes, großmütiges Benehmen, da, wo manche andere Frau Vorwürfe angewendet haben würde, blieb auch nicht ohne Einfluss auf sein Gemüt. Das Mädchen war offenbar für seine Wünsche unerreichbar. Seine gekränkte Eigenliebe, sein Stolz hieß ihn die Niederlage vor den Augen aller verbergen. Er wandte sich zu seiner ängstlich harrenden Gattin und sagte sanft: »Ich werde mit Carey reden, und wenn er sie noch liebt, mögt Ihr die Hochzeit anordnen, meine

Kathy.«

Katharina ergriff seine beiden Hände und drückte sie, sprachlos vor innerer Bewegung, an ihre Lippen.

Zwei Tage später legte Heinrich mit großer Würde feierlich die Hände der Liebenden ineinander mit den Worten: »Empfangt, William Carey, aus den Händen Eures Euch gnädig gewogenen Königs diese reine Jungfrau zu Eurer Gattin. Belohnt durch Liebe ihre Tugend und Treue. Wir aber übernehmen es, die Einwilligung Sir Thomas' zu erhalten sowie für Eure Existenz zu sorgen. Ihr, Lady Mary, bleibt als Ehrendame in der Nähe unserer viel geliebten Gemahlin und seid fortan wie bisher unserer königlichen Gewogenheit gewiss.«

»Und ich«, nahm Katharina das Wort, »werde bei der holden Braut Mutterstelle vertreten und sie zum Altar geleiten.«

Die Vermählung der schwer geprüften Liebenden fand bald darauf statt. Die Königin befestigte mit eigener Hand den Brautkranz auf dem reizenden Haupt Marys und führte sie, ihrem Wort getreu, an den Altar, wo sie die zarte, bebende Hand in die des glücklichen Bräutigams legte.

Wenig ahnte die edle Frau, dass die Schwester ihres jungen, tugendhaften Schützlings einst sie selbst der Liebe ihres Gemahls und der Krone berauben würde!

Heinrichs Leidenschaft für Mary erwies sich, wie Lady Elvira vorausgesagt hatte, nur als eine Laune, als ein schnell verloderndes Strohfeuer. Neue Gegenstände der Bewunderung zogen seine Aufmerksamkeit von der jungen Gattin ab, und seine spätere Sorge für dieselbe als Witwe legt nur eine brüderliche Teilnahme für sie an den Tag. Aber die scharfen Augen der Hofleute bemerkten nichtsdestoweniger von jenem Tag an eine Veränderung im Wesen des Königs. Auch Katharina entging es nicht, dass er ein Geheimnis vor ihr verbarg. Die öffentliche An-

erkennung seines Sohnes, welchen Lady Talbot ihm nach dem Tod ihres Gatten gebar, seine außerordentliche Liebe für denselben sowie sein oft ausgesprochenes Bedauern, dass er ihn nicht als Thronerben anerkennen könne, erfüllte das Herz Katharinas mit größerer Besorgnis, als sie jemals bei der Untreue des Gatten gehegt hatte. Heinrichs Anliegen schien moralisch-religiöser Natur zu sein, denn er wurde eifriger in seiner Bewohnung der Messen und blieb stundenlang mit seinem Beichtvater eingeschlossen, ebenso mit seinem Staatsminister und Vertrauten, Kardinal Wolsey. Katharina wusste, dass der Staatsminister ihr nicht mehr hold war, seit sie ihm kühn die ungerechte, grausame Hinrichtung ihres treuen Freundes, des edlen Herzogs von Buckingham vorgeworfen hatte, der infolge der Eifersucht und des beleidigten Stolzes diesem geistlichen Tyrannen als Opfer gefallen war. Vergebens versuchte sie lange Zeit dem König sein Geheimnis abzuschmeicheln, bis er ihr endlich mit der Miene der tiefsten Zerknirschung mitteilte, dass seine Seele durch die Bemerkung des Bischof Tarbes erschüttert worden sei, seine Ehe mit der Witwe des Bruders wäre ein Verbrechen und nach den Gesetzen der Kirche ungültig. Die unglückliche Frau stieß einen tiefen Seufzer aus und sank bleich und halb bewusstlos in ihren Sessel zurück.

Heinrich warf seine Arme um sie und sagte liebevoll: »Beruhige dich, mein herzliebes Gemahl, der Bischof muss sich irren, denn deine edle Mutter Isabella verschaffte sich eine Abschrift des päpstlichen Dispenses, und mein Beichtvater hat nach Rom geschrieben, um alle Skrupel unseres Gewissens zu heben.«

»Oh, eine tiefe Nacht des Leidens entwickelt sich vor meinen Augen!«, rief Katharina. »Es ist nicht genug mit dem Verlust meiner Kinder, ich werde auch die Liebe meines Gatten verlieren!«

»Wohl ist ihr Verlust eine ernste Mahnung, Kitty. Mir ist, als läge ein Fluch auf meinem ganzen Haus. Aber fürchte dich nicht, nichts soll mich von dir trennen!«

»Trennen?«, rief Katharina entsetzt aus, »wer sprach davon? Mich von Euch trennen, mein Gemahl? Jetzt, nach einer fünfzehnjährigen Ehe seligen Glückes?«

»Nimm das Wort nicht so buchstäblich auf, mein Liebling«, sagte Heinrich, sie zärtlich küssend, »so war es nicht gemeint. Aber du weißt jetzt, was mich quält. Bete für unsere Ruhe!« Er machte sich von ihr los und entfernte sich.

»Wolsey, darin erkenne ich Eure Tücke und Euren Hass gegen mich!«, murmelte die Königin leise vor sich hin. »Aber Gott im Himmel wird mir beistehen und mir Heinrichs Liebe erhalten!«

»Der Würfel ist gefallen!«, sprach der König in seinem Kabinett zum Kardinal, der bereits seinem Herrn die Möglichkeit einer Scheidung zugeflüstert hatte. »Katharina weiß um meine Gewissenskrupel. Ich muss vorwärts, koste es, was da wolle. Ich will einen Sohn zum Erben!«

8.

Annes Liebe zu Franz I. Ihre Rückkehr nach England.

»So müssen wir Euch verlieren, ma belle Anne«, sagte König Franz mit aufrichtigem Bedauern zu der jungen Ehrendame.

»Ihr wisst, wie bitterlich ich Euren holden Anblick vermissen würde - und doch zeigt Ihr keine Traurigkeit?«

»Sire«, antwortete Anne mit niedergeschlagenem Blick, »was bleibt mir anderes übrig, als dem Befehl meines Königs zu folgen. Glaubt mir, auch ich empfinde Schmerz, aber die argwöhnischen, giftigen Blicke, die auf mir ruhen, gebieten Vorsicht.«

»Es kostet Euch nur ein Wort, so huldigt diese feile Menge der Königin von Franz'

Herz«, bat der König flehentlich.

»Es ist zu spät, Sire«, erwiderte Anne mit wohl erkünstelter Verschämtheit, »denn mein Vater hat über meine Hand verfügt, oder vielmehr König Heinrich.«

»Wie soll ich Euch verstehen, Anne?«

»Es herrscht seit Jahren ein heftiger Streit, Sire, zwischen meinem Vater und den Erben des Grafen von Wiltshire, meines Urgroßvaters. Sie haben den König als Schiedsrichter erwählt, der eine Verbindung zwischen mir und dem ältesten Sohn der Butler'schen Familie, Sir Pierce, als Versöhnungsmittel vorgeschlagen hat. Beide Parteien sind mit dem Spruch einverstanden, und ich bin einem Mann verlobt, der mir völlig unbekannt ist.«

»Glücklicher Pierce«, seufzte Franz.

»Ich weiß nicht, ob man ihn so heißen kann, Sire, da seine Gattin ihm keine Liebe zubringt.«

»Euer Herz ist frei, habt Ihr mir gesagt, da könnt Ihr glücklich werden.«

»Ob, Sire! Ihr redet nicht im Ernst«, entgegnete Anne und ließ ihr großes feuriges

Auge mit einem Ausdruck auf dem König ruhen, der ihm alles Blut zu Stirn und Wange trieb.

»Verstehe ich Euch recht!«, rief er entzückt aus und schloss die willenlos sich Hingebende in seine Arme. »Anne, Anne, mon ange! Sagt es mir, dass Ihr mich liebt, endlich meine Liebe krönen wollt! Sagt nur dies einzige Wort, und ich trete gegen ganz England um Euren Besitz in die Schranken!«

»Sire«, antwortete Anne zärtlich, jedoch mit Würde, »ich schäme mich nicht, Euch zu gestehen, dass ich nicht unempfindlich gegen Eure Liebe gewesen bin. Ihr seid die einzige Seele an diesem Hof, die mir wirklich ergeben ist! Wäret Ihr kein König oder ich eine Fürstin, kein anderer würde je meine Hand und meine Liebe besitzen. Ich bin nicht mehr frei, Sire, meine Treue und meine Ehre muss ich dem Gatten bewahren. Nur die Hoffnung, dass ich wieder hierher zurückkehren darf, mildert den Schmerz der Trennung.«

»Anne, nur eine Stunde ungetrübter Seligkeit gönnt mir in Euren Armen!«, rief der König vor ihr niedersinkend.

»Ich darf nicht«, flüsterte das Mädchen bebend. »Lebt wohl, Sire, gedenkt mein – und beklagt mich.« Sie küsste leidenschaftlich seine Stirn und verschwand.

Sinnend und betroffen lag der König noch auf den Knien, das Gesicht in beide Hände gelegt. Da trat seine Schwester, Margarethe d'Alençon, welche diese Zusammenkunft veranstaltet hatte, ins Gemach und berührte leicht seine Schulter. »Mon frère, es ist Zeit, dass wir im Salon erscheinen. Fasst Euch, denn alle Blicke werden auf Euch haften.«

»Ich werde mich diesen Abend nicht mehr sehen lassen, Margarethe«, antwortete düster der König. »Ich bitte Euch, ent-

schuldigt mich.«

»Das dürft Ihr nicht, Sire, um Annes willen nicht, denn jedermann weiß, dass dieser Ball ihr zu Ehren angeordnet ist. Es wäre ein Triumph für Annes Feinde, wolltet Ihr dabei fehlen. Kommt mit mir. Annes Beispiel wird Euch lehren, wie man den Schmerz abschütteln kann.«

»Ihr kennt sie nicht, Margarethe, unter der angenommenen Kälte birgt sie eine warme Seele. Sie liebt mich wahr und innig.«

»Erlaubt mir, Sire, daran zu zweifeln«, entgegnete Margarethe spöttisch. »Glaubt mir, ein Weib, das den Mann liebt, bleibt nicht unerbittlich für seine Wünsche.«

»So denkt eine Französin«, sagte der König, »Albions Töchter nicht; bei Anne steht die Tugend höher als die Liebe. Sie ist einer Krone würdig. Wollte Gott, ich wäre frei, ihr meine Hand anzutragen.«

»Bruder, Ihr schwärmt«, rief Margarethe aus. »Es ist umso nötiger, dass Ihr mit mir kommt. Die zärtlichen, koketten Blicke Eures tugendhaften Ideals mit anderen Kavalieren werden Euch zur Besinnung bringen.«

Sie legte bei diesen Worten ihre mit Juwelen bedeckte Hand auf seinen Arm und zog ihn in den großen, festlich erleuchteten Saal.

Wie der Komet in seiner Größe alle übrigen Gestirne am Firmament in den Schatten wirft und ein heller Lichtschimmer seine Bahn bezeichnet, so zog Anne Boleyn an diesem Abend die Aufmerksamkeit aller auf sich. Man meinte sie noch nie so strahlend, so anziehend gesehen zu haben. Ihre Wangen glühten, das schöne Auge

leuchtete wie ein Strahl der Sonne, der reizende Mund mit den küsslichen frischen Lippen lächelte anmutig jeden an und hatte

für jeden eine witzige oder geistreiche Bemerkung. Mit der vollendeten Gefallsucht war ihr Anzug gewählt oder vielmehr nach Laune erfunden worden und riss die Kavaliere zu unverhohlenem Lob hin, während die französischen Schönheiten sich wenig Mühe gaben, ihre Eifersucht zu verbergen. Sie wenigstens grämten sich nicht über den Abschied der schönen Engländerin.

Anne trug einen kleinen Kragen von dunkelrotem Samt, mit breiten Spitzen besetzt, an deren Zacken kleine Glöckchen oder Quasten von Silber hingen. Das Mieder bestand ebenfalls aus rotem Samt, reich mit Silber gestickt. Über demselben trug sie einen Überwurf von weißer Seide mit herrlicher Verbrämung und weiten, bis über die Hände herabhängenden Ärmeln, eine Mode, welche die schöne Kokette erfunden hatte, um ihre Hände den Blicken der Hofleute zu entziehen.⁷ Ihre kleinen, zierlichen Füße waren in leichte Brodequins von blauem Samt eingehüllt, auf denen ein wertvoller Diamant glänzte. Ihren Haarputz bildete ein Turban von goldfarbiger, durchsichtiger Seidengaze, während ihre Haare in langen Locken auf die wohlgeformten Schultern herabhingen. Ihr Schmuck bestand in einer doppelten Reihe wertvoller Perlen mit einem Diamantkreuz.

»Lasst uns aufbrechen«, flüsterte der König mit bewegter Stimme seiner Schwester zu, indem er sich über die Rücklehne ihres hohen Sessels beugte, »ich ertrage diese Qual, diesen Anblick nicht länger.«

»Sire, vous êtes ensorcelé«, erwiderte Margarethe, besorgt sich nach ihm umwendend. »Es ist wohl besser, denn Annes sehnsüchtige, schmachtende Blicke verraten, dass auch sie die

⁷ Der kleine Finger der rechten Hand hatte einen Auswuchs, der einem sechsten Finger glich. Übrigens waren ihre Hände weiß und schön geformt.

peinliche Rolle nicht länger fort zu spielen wünscht. Seht nur, wie sie bleich an jenem Fenster lehnt und zu Euch herüberblickt? Allons, Sire, courage!«

Sie stand bei diesen Worten auf, der König trat neben sie hin, und die Musik schwieg. Erstaunt blickten die Hofleute auf das hohe Paar.

»Messieurs et Mesdames!«, sprach der König mit der ihm eigenen huldreichen Würde, »meine viel geliebte Schwester fühlt sich unwohl, wir werden uns daher zurückziehen. Zuvörderst jedoch wollen wir hiermit uns von der reizenden Dame verabschieden, welche seit fünf Jahren unseren Hof durch ihre Gegenwart verschönert hat.«

Er hielt inne und Anne trat langsam zum Thron hin und ließ sich mit bezaubernder Anmut vor dem hohen Paar nieder.

Franz ergriff hastig ihre Hände und hob sie auf, denn am feingebildeten französischen Hof war die fast sklavische Unterwürfigkeit verbannt, welche am Tudor-Hof herrschte.

»Nehmt unsere besten Wünsche für Eure glückliche Reise und Euer künftiges Glück mit Euch, Lady Anne«, sagte er weich, »und vergesst nicht, dass zu jeder Zeit, so lange wir König von Frankreich sind, wir Euch von Herzen wieder willkommen heißen werden. Wir entlassen Euch mit Huld. Gedenkt auch unser freundlich in der Ferne.«

Anne hob ihre Augen, in denen ernste Tränen schimmerten, einen Augenblick zu ihm empor, und in des Königs edlem Antlitz zuckte es schmerzlich, als er in den dunklen Sternen die stumme, aber beredte Sprache einer Welt von Liebe las.

Die Bewegung dauerte jedoch äußerlich nur einen Augenblick, dann grüßte er anmutig die Gesellschaft, bot seiner Schwester die Hand und verließ mit ihr den Saal.

Zwei Tage später schied Anne aus der königlichen Residenz,

wo ihr so viele Huldigungen zuteilgeworden waren.

Als sie in Boulogne an Bord des Schiffes gegangen war, die Anker gelichtet wurden und das Schiff sich vom Ufer entfernte, trat sie an den Rand desselben und warf einen sehnsüchtigen Blick zum Land hinüber. Dann zog sie ein Medaillon aus ihrer Brust hervor, das ein feines Miniaturbild des Königs in sich fasste, und küsste es.

»O, Franz!«, murmelte sie leise, »warum bist du ein König und ich nur ein Edelfräulein? Warum hat das Schicksal uns durch eine so unüberwindbare Kluft getrennt? Wer wird mir künftig deine Liebe ersetzen?«⁸

⁸ Mehrere Historiker jener Zeit erwähnen König Franz' Liebe zur schönen Anne, und einige werfen einen starken Schatten auf ihre Tugend. Da jedoch keine Beweise vorliegen, dürfen wir annehmen, dass Anne sich nur jene Gefallsucht erlaubte, von welcher auch unsere jugendlichen Schönheiten nicht frei sind.

9.

König Heinrich und sein Günstling, Kardinal Wolsey

Heinrich VIII. war allein in seinem Gemach. Unruhig, mit leidenschaftlicher Haft schritt er auf und ab, zwischen den Zähnen gedankenvoll eine halb verblühte, weiße Rose haltend. Von Zeit zu Zeit blieb er vor dem hohen Fenster stehen, nahm die Rose aus dem Mund und zeichnete mit dem Stängel langsam den Buchstaben A. auf die kleinen runden Scheiben, und dann ein H. Heinrichs ganzes Wesen, obwohl heftig bewegt, verriet jedoch keinen Unwillen oder Zorn, vielmehr war das männlich schöne Gesicht ungewöhnlich mild, sogar weich und liebevoll. Plötzlich ergriff er eine Feder, zog ein Blatt Papier hervor und warf mit leichter, flüchtiger Hand einige Verse darauf. Er wurde jedoch bald in seiner Beschäftigung durch den Eintritt seines Kammerherrn gestört, welcher den Kardinal Wolsey anmeldete.

»Ah!«, rief der König sichtlich erfreut aus, stand auf und ging seinem Liebling entgegen.

Der Kardinal beugte sich auf ein Knie nieder und küsste mit Wärme die feine weiße Hand seines Fürsten, welche dieser ihm hinhielt.

»Wenn ich störe, Majestät ...«, warf Wolsey ehrerbietig ein.

»Keineswegs, im Gegenteil, wir wünschen Euch zu sehen, da wir eine ernste Sache Euch vorzutragen haben.⁹ Wart Ihr bei der Königin?«

»Ja, Majestät. Leider befindet sich dieselbe in einem sehr kranken Zustand. Geistige Leiden scheinen mit den körperlichen

⁹ Heinrich sprach immer per wir von sich zu seiner Umgebung.

eng verbunden.«

»Ah!«, sagte Heinrich und schritt abermals hastig im Gemach auf und ab. »Es stand zu erwarten, Kardinal. Katharina leidet wie ich an den Vorwürfen ihres Gewissens, sie fühlt, sie muss mit mir einsehen, dass unsere Ehe ... ein Verbrechen war.«

»Sie selbst hegt nicht diese Ansicht, hoher Herr«, entgegnete Wolsey. »Sie beruft sich auf die päpstliche Dispensation, welche Euch zu einer Verbindung mit der Witwe Eures Bruders erteilt wurde, und auf den Segen ihrer Eltern. Sie grämt sich nur, weil Eure Majestät sich unglücklich fühlen und Eure Liebe der Gemahlin zu entziehen scheinen.«

»Sie irrt sich!«, sprach der König. »Ich liebe und achte Katharina mehr denn alle Weiber, welche ich gekannt habe, sie war die schönste Blume Englands, die geistreichste, liebenswürdigste Gattin. Mein Haus machte sie zu einem Paradies, bis der Tod meiner drei Söhne mich aus dem Traum weckte, mein Gewissen wach wurde und ich nur zu klar erkennen musste, dass der Fluch des Himmels auf unserem Bund hafte. Katharina kann nicht mehr leiden als ich – bei der Notwendigkeit unserer Scheidung.«

König Heinrichs Gesicht zeigte bei diesen ernsten Worten so wenig eine Trauer oder ein Seelenleiden, dass ein leises ungläubiges Lächeln über die Züge des Kardinals glitt. Der schlaue Staatsmann kannte zu gut das Herz seines Herrn, als dass er denselben zu trösten gesucht hätte. Auch liebte er bekanntlich die Königin nicht und fürchtete deren Einfluss. Dem König war er jedoch treu ergeben. Nur weil er jetzt die Meinung im Volk sowie an allen ausländischen Höfen, namentlich in Rom kannte, suchte er diesen von dem offenen Skandal einer Scheidung abzuhalten. Er erschöpfte sich daher heute in einer beredten Lobeserhebung der jungen Prinzessin Marie, deren Geist und tu-

gendhafte Erziehung dem Land einst eine würdige Herrscherin verspreche.

Heinrich hörte ihm eine Zeit lang wiewohl mit sichtbarem Verdruss zu und unterbrach den Kardinal endlich barsch mit den Worten: »Ich will einen Sohn, einen Erben für meinen Stamm und für mein Haus. Katharinas Gesundheit zerstört jede Hoffnung hierzu, auch wenn mein Gewissen mir ein eheliches Leben mit ihr nicht verbieten würde. Der Papst soll die Ehe feierlich auflösen.«

»Das wird Seine Heiligkeit nie tun«, erklärte Wolsey in festem Ton. Das ist gegen das kirchliche Gesetz. Höchstens kann er die Ehe annullieren, als nicht rechtlich geschlossen erklären. In dem Fall aber verliert auch die Tochter der Königin das Recht der Thronfolge.«

»Sei es so!«, rief Heinrich lebhaft. »Wir beugen uns in Demut dem Willen des Allmächtigen. Wenn Seine Heiligkeit der Scheidung sich widersetzt, dann berufen wir aus unserer eigenen Macht, als Beschützer des Glaubens, ein Parlament, welches die Gültigkeit unserer Verbindung prüfen und demnach ein Urteil sprechen soll. Der Papst ist Herr in Rom – in England ist es nur Heinrich, Kardinal!«

»Es gäbe vielleicht noch ein Mittel, diesem letzten, ersten Schritt auszuweichen«, warf Wolsey lauernd ein, »wenn die Königin bewogen werden könnte, freiwillig in ein Kloster zu treten. Alsdann stieße die Scheidung auch in Rom auf keinen Widerstand. Ich habe bereits diesen Gedanken unter der Hand am römischen Hof verbreitet.«

Heinrichs Augen glänzten. Bei Katharinas zurückgezogener und asketischer Lebensweise sowie bei der Tatsache, dass sie ein Mitglied des heiligen Ordens von St. Franziskus war, dessen

härenes Gewand sie stets unter den königlichen Kleidern trug,¹⁰ ließ sich diese Lösung der Frage als möglich annehmen. Er beschloss sogleich, bei seiner unglücklichen Gemahlin darauf hinzuwirken, wenn, wie er im Stillen hoffte, nicht der Tod vorher das Bündnis trennte. Wolsey erntete im vollen Maße für den glücklichen Wink den Dank seines Herrn, der ihn schließlich bat, Katharina selbst den Vorschlag zu machen. Der Kardinal, welcher zuerst das Wort *Scheidung* vorsichtig seinem Herrn in die Ohren geflüstert hatte, verbarg seine geheime Freude unter der Maske der tiefsten Ergebenheit und Ehrfurcht. Er erhob sich zum Abschied, als der König ihn mit der hastigen Frage aufhielt, wie es um die Verlobung Anne Boleyns mit Sir Pierce Butler stehe.

»Alles in Ordnung, Majestät!«, antwortete der Priester. »Beide Häupter der Familien sind einig, durch diese Verbindung den vieljährigen heftigen Erbschaftsstreit zu beenden. Anne ist bereits von Frankreich nach England berufen worden.«

»Und befindet sich schon bei ihrem Vater Sir Thomas in Never Hall, Kent«, sagte Heinrich lächelnd. »Doch werdet Ihr guttun, die heimliche Verlobung nicht zu übereilen, Mylord Kardinal, denn die schöne Boleyn scheint der Verbindung minder geneigt zu sein.«

»Majestät sind gut unterrichtet«, sagte Wolsey mit aufrichtigem Erstaunen.

»Sogar sehr gut«, sagte der König freundlich, »denn wir haben dies Mädchen selbst gesehen und gesprochen.«

»Wo, Majestät?«

»In Never Hall, bei ihrem Vater. Es geschah durch einen blo-

¹⁰ Der dritte Orden dieser Gesellschaft, 1221 gegründet, war für Personen bestimmt, die in der Welt lebten. Sie waren nur verpflichtet zu vorgeschriebenen Buß- und Betübungen.

ßen Zufall. Auf meiner letzten Reise wurden wir in der Nähe des Schlosses von einem heftigen Gewitter überrascht und dadurch genötigt, die Gastfreundschaft Sir Thomas' in Anspruch zu nehmen. Wir wurden ehrfurchtsvoll empfangen und blieben dort die Nacht. Am folgenden Morgen gingen wir in den Garten und erfreuten uns an den herrlichen Alleen und der reichen Blumenpracht. Da trat uns eine junge Dame aus einer Laube entgegen, welche ebenfalls die Frische des Morgens gesucht hatte. Wir stutzten bei ihrem Anblick, denn sie zeigte große Ähnlichkeit mit unserer alten Liebe, Mary Boleyn.«

»Angenehme Erinnerungen!«, bemerkte lächelnd Wolsey.

»Nun, was das betrifft, so ist wenig Angenehmes oder Schmeichelhaftes für unsere Person mit Marys Namen verknüpft«, antwortete Heinrich mit einem leichten Anflug von Verdross, »sintemal das Mädchen einen geringen Ritter, William Carey, unserer Huldigung vorgezogen hat.«

»Sie erfüllte hierin den Wunsch und den Willen der Königin«, sagte der Kardinal scharf. »Wer weiß, sonst ...«

»Genug von ihr«, unterbrach ihn Heinrich.

»Katharina hat recht gehandelt! Wir haben Mary nie vermisst, aber wir erkannten sogleich ihre Schwester Anne, obwohl Letztere schöner und geistreicher ist und eine lebhaftere Brünnete. Anne ist ein herrliches Wesen geworden, talentvoll, witzig, und von einer reizenden Persönlichkeit. Wir ließen uns von ihr die Herrschaft mit dem Park zeigen und trennten uns nur ungern von ihr. Sie ist ein Engel und einer Krone würdig.«¹¹

»Es ist genug, wenn Eure Majestät sie Eurer Liebe würdig erachtet«, entgegnete Wolsey.

Heinrich schüttelte das stattliche Haupt, indem er bemerkte,

¹¹ Heinrichs eigene Worte

sie werde sich nie so tief erniedrigen.

»Wenn Fürsten gleich Eurer Majestät Liebe suchen, besitzen sie alles, was ein Herz von Stahl erweichen würde.«

»Das Mädchen wäre eine schöne Blume an unserem düsteren Hofe«, sagte Heinrich gleichgültig, »denn die Krankheit der Königin hat unser königliches Haus in einen Betsaal verwandelt. Eine solche Erscheinung, wie Anne ist, sollte nicht in der Einsamkeit verblühen.«

»Man muss Sir Thomas bewegen, nach London zu kommen und seine Tochter der Königin wieder vorzustellen. Des Mädchens Heiterkeit und tugendsames Wesen möchte Ihre Majestät auch in ihrem Krankenzimmer erheitern.«

»Ihr habt recht«, ergriff Heinrich das Wort, »aber ich fürchte Katharinas Eifersucht, die wahrlich unbegründet wäre, denn ich hege nur Achtung vor der schönen Boleyn¹².« Wiederum glitt über das schlaue, feine Gesicht des Kardinals jenes leise, vielsagende Lächeln. Ihm wäre nichts erwünschter gewesen, als jetzt den König mit den süßen Ketten einer heftigen Liebe zu fesseln und denselben dadurch von den Staatsgeschäften abzu lenken. Sein scharfer Blick erriet auch sogleich, dass der König unter seiner angenommenen Kälte eine Leidenschaft zu Anne verbarg, die er zu begünstigen sich entschloss. Schlau und diplomatisch wie immer, mischte der Kardinal so gewandt seine Karten, dass nach wenigen Tagen Katharina selbst arglos Anne zu ihrer Ehrendame ernannte und sie an den Hof berief.

¹² Unter diesem Namen wird Annes Familie in den alten Büchern genannt.

10.

Annes heimliche Verlobung mit Lord Henry Percy

Die Zweifel, welche Heinrich über die Gültigkeit seiner Ehe erhoben und bereits in einem weiten heimischen Kreis bekannt gemacht hatte, seine große Vorliebe für den unehelichen Sohn Fitzhenry Richmond, und endlich die Trennung der Ehegatten von Tisch und Bett, welche dem König von einigen gewissenlosen Ratgebern anempfohlen wurde, noch mehr jedoch die Angst und Sorge um die Zukunft ihres geliebten Kindes Maria, hatten die arme Königin in kurzer Zeit zu einer Greisin in Kraft und in Aussehen verwandelt. Hatte sie von Anfang an nur wenig Freude an den geräuschvollen Hoffesten empfunden, welche Heinrichs Entzücken waren, und in ihren religiösen Übungen die Strenge und Selbstverleugnung einer Nonne geübt, so widmete sie sich jetzt derselben mit verdoppeltem Eifer, in der Hoffnung, dadurch vom erzürnten Himmel Vergebung und eine günstige Lösung ihres Schicksals zu erstehen.

Annes erstes Erscheinen bei der Königin, welche ihr Ehrenfräulein huldreich empfing, erregte ungeteilte Bewunderung. Schon an den folgenden Tagen fanden ihre weiten, hängenden Ärmel sowie ihr anmutiger Kopfputz zahlreiche Nachahmerinnen. Man verglich sie mit Mary, sprach aber der älteren Schwester den Preis der Schönheit zu. Ihr freundliches und heiteres Benehmen, verbunden noch mit Würde und Majestät, gewann ihr alle Herzen, bis auf eins, das der Königin, welche stets eine auffallende Zurückhaltung gegen sie zeigte. Als Lady Elvira Willoughby sie nach dem Grund befragte, antwortete Katharina mit sinnigem Blick.

»Ich weiß es nicht, meine Liebe, aber immer durchzuckt mich

bei ihrem Anblick, bei dem Ton ihrer Stimme ein Gefühl, als ob das Mädchen einst schmerzlich sich in mein Schicksal eindringen werde. Sie gleicht ihrer Schwester Mary nicht. Wenn sie am französischen Hof tugendhaft geblieben ist, geschah es nicht aus Frömmigkeit, sondern aus Stolz und Eigenliebe. Anne wird vielleicht nie sich zur Geliebten eines Königs erniedrigen, aber glaubt nur, sie würde kein Mittel scheuen, um seine Gemahlin zu werden.«

»Mein Gott! Teure Hoheit, welch traurige Gedanken!«

»Ich bin krank und sehe dem Tod ins Angesicht, Elvira«, sprach Katharina, »und wünsche auch nicht zu leben, denn mein Tod würde Heinrich die Freiheit zu einer zweiten Ehe einräumen, nach der er verlangt. Wenn ich jetzt stürbe, würde ich noch betrauert werden«, fügte sie weinend hinzu. »Ich sehe die Stunde kommen, wo Heinrich sich darüber freuen wird.«

»Ihr täuscht Euch, hohe Freundin, gewiss, der König hat Euch nicht aus seinem Herzen verdrängt, und die Liebe, welche er Euch verweigern zu müssen glaubt, widmet er keiner anderen Frau. Nicht einmal der schönen Boleyn, die alle Männerherzen verwirrt und entzündet, schenkt er die geringste Aufmerksamkeit, welche die Treue gegen Euch verletzen könnte.«

»Möglich, dass dem noch so ist, Elvira, aber ich kenne Heinrich - es wird nicht lange so bleiben. Er wird sich nach Liebe sehnen; dann wehe mir und meinem Kind!«

Die Königin schwieg.

Auch Elvira senkte nun die tränenschweren Blicke zu Boden, denn sie war weit entfernt, die Tröstungen zu empfinden, welche sie der Trauernden einsprechen wollte. Wohl ahnte sie ebenfalls das über ihr schwebende Unwetter, obwohl sie noch nicht die volle Schwärze und Wut desselben voraussah.

»Man weicht mir aus«, nahm Katharina wiederum das Wort,

»aber ich durchschaue klar die Absicht und Tücke Wolseys und Heinrichs falscher, feiler Höflinge, die sich seine Freunde nennen. Man will uns trennen, Elvira, der Vorwand dazu wird sich finden lassen. Glaubst du, dass Wolsey umsonst mir neuerdings in so lebendigen Farben die Seligkeit des Klosterlebens vorge malt und dass ich wahre Freuden nur in Entsagung irdischer Wünsche und Liebe finden würde. Oh, ich verstehe ihn, den Heuchler, nur zu gut. In ein Kloster möchten sie mich stecken - dann wäre Heinrich frei! Aber so wahr ich lebe, nie werde ich freiwillig meinen Rechten entsagen, um meiner Tochter willen, und wenn ich schwaches Weib den Feinden weichen muss, so will ich ihre Namen der ewigen Schande preisgeben.«

Heinrich, welcher so sorgfältig seine neue Flamme vor den Augen seiner Gattin und anderer, sogar vor Anne selbst verbarg, tat dies keineswegs aus Achtung vor Katharina, sondern um seiner, im Geheimen betriebenen Forderung einer Scheidung in den Augen der Welt, namentlich den fremden Höfen gegenüber, einen Schein des tiefsten Kummers und der Moralität zu verleihen. Diese Selbstüberwindung mag dem leidenschaftlichen Mann keine geringe Mühe gekostet haben. Er trieb sogar die Heuchelei so weit gegen Wolsey, zu erklären, dass Mary Carey ungleich schöner, zarter und weiblicher sei als Anne, und dass er lieber Letztere vermählt hätte, als Mary.

Die Schwestern hatten sich mit großer Freude begrüßt und in inniger Liebe ihr Zusammenleben genossen, bis Marys Hoffnungen auf einen Erben die Entfernung desselben vom Hof veranlasste.

Marys reiner, sittsam weiblicher Charakter war nicht ohne Einfluss auf Anne geblieben und machte sie eine Zeit lang unempfindlich gegen die Bewunderung der Hofkavaliere. Sie betrieb eifrig ihre musikalischen Studien und erreichte sowohl auf

der Flöte als auch auf der Laute und dem Rebe¹³ eine seltene Vollkommenheit. Wyatt, ihr junger und vieljähriger Verehrer, befand sich auch am Hof, und mit ihm betrieb Anne die Dichtung. Er war sich in seinem Gefühl gleich geblieben - für ihn war Anne immer noch sein Ideal, obwohl er nicht wagte, um ihre Hand anzuhalten. Mit Marys Abschied schien Annes guter Geist von ihrer Seite gewichen zu sein. Ungeachtet aller Huldigungen war ihre Seele leer und kalt. Das 22-jährige Mädchen mit dem glühenden Herzen sehnte sich nach Mitgefühl und Liebe. Aufrichtig betrauerte sie ihre gewaltsame Entfernung vom französischen Hof, wo sie sich die Erste in dem Herzen des lebenswürdigen, geistreichen Königs wusste. Wie frei und heimisch bewegte man sich auch am französischen Hof, wie grell stach diese Freiheit gegen die Unterwürfigkeit des englischen Hofes und dessen Missstimmung ab. Die peinlichste Etikette¹⁴ hatte Heinrich wiederum eingeführt. Niemand durfte anders mit ihm reden, als auf den Knien. Bei Tisch musste die von ihm angeredete Person sich erheben und auf den Boden niederknien. Beim Eintritt in das Gemach, wo er sich befand, musste eine dreimalige Kniebeugung stattfinden. Die Damen waren von dieser Sklaverei nicht ausgeschlossen. Bei großen Festen oder öffentlichen Tafeln wurde nur dem Königspaar der Luxus eines Sessels zuteil. Alle übrigen Anwesenden, sogar die Mitglieder der königlichen Familie, mussten sich mit Taburettens ohne Lehne begnügen. Die derbe englische Kost sagte ebenso wenig dem an die feinen Leckerbissen der französischen Küche gewöhnten Mädchen zu. Von der Vollziehung ihrer Verlobung

¹³ Eine kleine Violine mit drei Saiten

¹⁴ Die Etikette muss sehr peinlich gewesen sein, namentlich die Kniebeugung bei jeder Antwort, da die Prinzessin Mary später diesen Umstand anführt, um ihr Zurückziehen vom Hof Eduards VI. zu rechtfertigen.

oder Vermählung war nicht mehr die Rede. Der Bräutigam Pierce Butler blieb im Westen Englands und schien durchaus nicht ungeduldig auf die Bekanntschaft seiner Verlobten zu sein.

Mit nur mühsam unterdrückter Verdrossenheit saß die schöne Anne Boleyn eines Tages beim Frühstück in Gesellschaft der anderen Ehrenfräulein, welche ziemlich zahlreich waren. Wir müssen uns jedoch bei dem Wort *Frühstück* nicht unseren modernen Tee und Kaffee, nebst zierlichen Weißbrötchen vorstellen, und ein elegantes Porzellanservice, aus dessen kleinen Tassen eine Schöne des 19. Jahrhunderts nippen würde. Die jungen Damen an Heinrichs Hof hatten kräftigeren Appetit und minder ästhetische Ansichten vom reellen Leben. Einem jeden Fräulein wurde zum Frühstück ein Pfund Ochsenfleisch, ein Pudding und ein Laib Brot vorgesetzt, nebst einem Maß Bier. Hiervon musste jedoch auch die Zofe und ein Schoßhündchen erhalten werden. Das Bier durfte nach königlichem Verbot weder Hopfen noch Schwefel enthalten. Bei der Mittagstafel fügte man Obst, Wein, Hühner, Tauben und wilde Kaninchen hinzu. An den Festtagen wurden mehrerlei Gattungen Fisch aufgetragen.

Die Unterhaltung war lebhaft und drehte sich um die Reformation, deren Riesenfortschritte Gläubige und Ungläubige beschäftigte. Eine der jungen Mädchen wandte sich an Anne mit der Bitte, ihnen Näheres darüber zu sagen, da sie wohl mehr davon in Frankreich gehört haben müsse.

»Ich bekümmerte mich nicht darum«, sagte Anne verdrießlich, »meine Religion gefiel mir und ich fühlte mich sehr glücklich!«

»Es gefällt Euch bei uns nicht, Lady Anne«, sagte Lady Grey. »Ich begreife es wohl, denn nach den Berichten unserer Freunde

muss es in Frankreich gar lebhaft zugehen. Auch hattet Ihr einen gar vornehmen Bewunderer, wie man sagt.« Anne lächelte.

»Ist denn der König Franz wirklich so bezaubernd?«, fragte eine andere Dame.

»Ja, das ist er«, war Annes Antwort, »ein Fürst, der seines Gleichen in Europa nicht hat! Er ist minder schön von Person, aber sein Geist, sein Witz, seine Liebenswürdigkeit geben ihm den Sieg über die größte Schönheit.«

»Lady Anne«, fiel die Grey ihr lächelnd ins Wort, »wahrt Eure Zunge. Ihr wisst, unter den Königen will jeder der Erste, der Schönste sein. Dann möchte auch Sir Percy durch Eure glühende Beschreibung sich nicht angenehm berührt fühlen.«

Anne errötete, indem sie erwiderte: »Zwischen mir und Sir Percy herrscht nur eine warme Freundschaft, denn ich selbst bin verlobt, und Sir Percy ebenfalls mit der Tochter des Herzogs von Shrewsbury.«

Sie erhob sich von der Tafel, lockte ihr kleines Schoßhündchen, das sie über alles liebte, da sie es aus Paris mitgebracht hatte, und begab sich in das Vorzimmer der Königin, wo sie die Wache hatte.

Noch bin ich allein, dachte Anne, als sie eintrat, die anderen werden im Garten lustwandeln. Wenn nur Percy käme. Es ist die Stunde, in welcher er seinen Herrn, den Kardinal, zum Kabinett des Königs begleitet. Was er mir wohl so dringend zu sagen haben mag, dass ich mein Frühstück beschleunigen sollte! Ha! Wenn er mir seine Hand anböte! Liebe ich ihn denn genug, um seine Gattin zu werden? Auch wenn er nicht der Erbe des Herzogs von Northumberland wäre, der älteste Sohn des größten Adelshauses in England?

Die schlanke, reich gekleidete Gestalt eines vornehmen jungen Kavaliere trat hier geräuschlos ins Zimmer und eilte, nachdem sie sich vorsichtig umgesehen hatte, auf Anne zu, welche

in den Garten schaute.

»Percy!«, rief Anne erschrocken aus, als sie sich sanft umfasste fühlte und ein Paar warmem frische Lippen sich auf die ihren drückten.

»Meine süße Geliebte, endlich wird mir das Glück zuteil, Euch allein zu sehen und mein Herz gegen Euch auszusprechen. Anne, holde Blume, ich liebe Euch warm und ehrenhaft! O, macht mich selig mit dem Versprechen, dass Ihr meine Gattin werden wollt!«

Annes schöne Augen leuchteten herrlich im Glanz des befriedigten Stolzes und der erwiderten Liebe, denn der Erbe des reichen Hauses hatte ihr schwärmerisches Gefühl für König Franz in den Hintergrund treten lassen.

»Teurer Percy«, erwiderte sie zärtlich, »wie mögt Ihr nur noch fragen, ob ich die Eure werden wolle. Habt Ihr mir ja schon das Geständnis entrissen, dass ich Euch gut sei. Aber wird Euer edler Vater, wird der meine in unseren Bund einwilligen, da beide doch anders über ihre Kinder verfügt haben?«

»Mein Vater hat für mich gewählt«, sagte Percy heftig, »mich aber nicht gefragt, sonst würde ich ihm gesagt haben, dass ich die mir zugedachte Braut nicht liebe! Auch Euer Bräutigam, meine Anne, scheint Euch nicht zu lieben wie ich.«

»Ich kann mir nicht erklären, warum es so ist«, sagte Anne sinnend. »Niemand spricht davon, auch Wolsey weicht mir aus. Sir Pierce hat nur sich selbst Vorwürfe zu machen, wenn ich meine Treue an den edlen Percy verschenke.«

Sie streckte ihm die Hand entgegen. Der Jüngling ergriff sie, zog einen Diamantring von seinem eigenen Finger und schob ihn an den Annes.

»Seht Ihr«, fügte er schelmisch hinzu, indem er die Braut fest an sich zog, »dass ich sicher war, ein *Ja* zu erhalten, denn ich

brachte den Ring schon mit. Ach, ich bin so unaussprechlich glücklich! Die schönste, die beste der Damen gehört mir! Wie freue ich mich, einst ein Diadem in Eurem schönen dunklen Haar zu sehen! Denn an jenem Tag ist Anne Herzogin von Northumberland!«

»Wollt Ihr sogleich Eurem Vater unsere Liebe entdecken?«, fragte Anne.

»Nein, schönster Engel, denn ich bin noch unmündig; aber nur ein Jahr Geduld, Anne, dann darf ich meinen eigenen Willen haben und werde meine Gattin mir selbst wählen. Bis dahin vertraut mir!«

»Bis dahin und durchs ganze Leben!«, rief Anne, an seine Brust sinkend.

»Mylord«, unterbrach nun der Diener Percys, welcher an der Tür Wache gestanden hatte. »Die Damen kommen hierher und der Kardinal verlässt das Kabinett.«

»Lebt wohl denn«, rief Percy zärtlich aus, küsste Annes Hand und eilte durch den Korridor, der zum Privatzimmer des Königs führte. Der Kardinal war bereits halb durch den Gang geschritten, als Percy ihm mit hochgeröteten Wangen und glühenden Blicken begegnete. Der Kardinal warf seinem jungen Sekretär einen strengen Blick zu und sagte, indem er ihm eine Mappe übergab.

»Ihr wart nicht auf Eurem Posten.«

Percy senkte das Auge und trat schweigend hinter den Kardinal, den er zu dessen schöner Wohnung Yorkhouse begleitete.

11.

Heinrichs Bekenntnis gegen Wolsey. Percy vom Hof verbannt

Einige Tage später, als Wolsey beim König erschien, fand er denselben in einer aufgeregten, zornigen Stimmung. Der Kardinal warf sich vor ihm nieder und fragte demütig nach dessen Kummer.

Heinrich packte ihn mit eisernem Griff an der Schulter und herrschte dem erschrockenen Kardinal die Worte zu: »Ihr wisst es, Mann! Es ist Euer Werk! So belohnt Ihr mein Vertrauen?«

»Hoher Herr, so wahr ich lebe, ich weiß nicht, um was es sich handelt!«, bat Wolsey betreten. »Ihr wisst, Majestät, nicht um alle Schätze der Erde möchte ich Euch eine Stunde Kummer bereiten.«

»Wusstet Ihr nicht, dass Anne Boleyn und der junge Naseweis Lord Percy im Liebesverhältnis miteinander standen, ja sogar sich verlobt und die Ringe heimlich gewechselt haben? Nein, Ihr habt es lange gewusst, Falscher, und habt es mir verschwiegen! Vielleicht«, fügte Heinrich spöttisch hinzu, »um mir keinen Kummer zu bereiten!«

»Majestät, ich schwöre Euch, es ist das erste Wort, das ich davon höre!«, antwortete Wolsey, sich erhebend, als Heinrich ungeduldig ans Fenster getreten war. »Ich wusste wohl, dass Percy gern mit den Mägdlein im Vorzimmer der Königin tändelt, während er auf mich wartet, aber niemals vernahm ich, dass er eines vor den anderen auszeichnete. An Anne hätte ich zuletzt gedacht, da sie schon verlobt ist, und auch Percys Vater für seinen Erben eine Verbindung mit dem edlen Haus Shrewsbury wünscht. Anne Boleyns Familie darf keine Ansprüche auf eine so hohe Verbindung machen.« Wolsey glaubte damit etwas

ungemein Weises gesagt zu haben.

Heinrich aber wandte sich zornig nach ihm um, indem er sagte: »Sir Thomas Boleyns erste Gemahlin war eine Howard, und diese mit unserem königlichen Haus verwandt. Und wenn dies nicht so wäre, das Mädchen selbst ist ein Schatz, zu dem sich ein König Glück wünschen dürfte.«

»Dann wäre es besser, Majestät, wenn die Vermählung Annes mit Sir Pierce Butler bald stattfände.

»Nein«, rief der König ärgerlich aus. »Habt Ihr ihm nicht in eigener Person gemeldet, dass er darüber meinen Willen abwartete.«

»Ja, Majestät.«

»Gut, Kardinal, dann tut auch das Zweite, was Euch obliegt, nämlich Lord Percy auseinanderzusetzen, aber ohne mich zu nennen, versteht Ihr, dass, wenn er nicht sogleich allen Umgang mit Anne abbricht, er zum Tower wandert. Seinem Vater meldet Ihr zugleich, dass er den Sohn nach Hause berufen und die Vermählung mit der Shrewsbury beeilen möge. Habt Ihr mich verstanden?«

»Gewiss«, antwortete Wolsey, aber mit einer Unbehaglichkeit und Verlegenheit, die man selten an ihm bemerkte. »Welchen Grund soll ich Percy angeben? Er ist ein eigensinniger, leidenschaftlicher Kopf, Majestät, wenn er wirklich das Mädchen liebt, so ...«

»Er soll sie nicht lieben«, rief Heinrich mit zorniger Stimme, »er wage es nicht! Es soll kein Jäger in meinem Gehege jagen, Kardinal. Noch muss ich Anne um der Welt willen entsagen, aber ich ertrage diese Pein kaum, und nie werde ich dulden, dass sie die Gattin eines anderen sei.«

»Majestät lieben sie also?«, fragte Wolsey.

»Ja, die Ähnlichkeit zwischen ihr und Mary erweckte zuerst

meine Teilnahme, ihr lebendiges, bezauberndes Wesen gewann ihr mein Herz. Aber sie wird so wenig wie Mary meine Geliebte werden. Hat sie König Franz widerstanden, der für unwiderstehlich gilt, wie viel weniger wird sie sich mir ergeben.«

»Aber Eure Gattin kann sie nicht werden, Majestät, auch wenn Ihr frei wäret durch das Gesetz oder durch den Tod. Wäre es nicht ratsamer, dem Mädchen eine ehrenvolle Heirat zu gönnen?«

»Nein, und abermals nein!«, schrie zornig Heinrich. »Sprecht nie mehr davon, Kardinal, wenn Euch meine Gunst lieb ist. Noch eine Weile muss ich mein Gefühl für Anne verbergen, damit der Papst nicht daran ein Ärgernis nehme, aber ich werde frei werden, denn ich will es!«

»Seine Heiligkeit weigern sich, die Ehe zu annullieren«, sagte Wolsey.

»Dann sagt ihm«, antwortete Heinrich, mitgeballter Faust auf den Tisch schlagend, »dass er nicht vergesse, dass Heinrich sich keinem Willen auf Erden beugt, nicht einmal dem des Statthalters Christi. Der König soll über der Kirche stehen. Die Zeiten sind vorüber, wo wir Engländer uns gleich Sklaven zu den Füßen Petris

schmiegen. Die Macht des katholischen Oberhauptes ist erschüttert worden, die Gemüter verlangen nach Licht und Freiheit! Sagt Seiner Heiligkeit, wir fürchten uns nicht vor seinem Bannfluch. Das Feld ist reif, es kostet Heinrich nur ein Wort, so finden die verfolgten Reformatoren und Protestanten bei uns eine Zufluchtsstätte, und England reißt sich auf ewig vom Zepher Roms los.«

»Mein Gott, Majestät!«, stammelte Wolsey entsetzt, »solche Worte vom Verteidiger des Glaubens, dem treuesten Sohn der Kirche?«

»Der Sohn trägt manchmal Verlangen, auf eigenen Füßen zu stehen«, entgegnete Heinrich spöttisch. »Ihr seht dies an Lord Percy.«

»Wenn Seine Heiligkeit Eure Scheidung gewährte, Majestät, würdet Ihr Euch wieder vermählen?«

»Das war eine einfältige Frage, Mann!«, sagte Heinrich lächelnd. »Habe ich Euch nicht tausendmal vorgejammert, dass ich keinen Erben hätte? Ich denke, dazu muss ich heiraten, denn mit einem unehelichen Kinde tut sich's nicht.«

»Da wäre die schöne Margarete, Schwester Eures alliierten Königs Franz«, warf Wolsey hin.

»Allerdings, Kardinal! Aber verschafft mir zuerst meine Scheidung, dann erteile ich Euch die Erlaubnis, für mich eine Gemahlin zu suchen. Was wisst Ihr von Katharina?«

»Viel, Majestät! Die Königin hat, so scheint es, beschlossen, sobald sie die Absicht Eurer Majestät, eine Scheidung nachzusuchen, erfuhr ...«

»In des Teufels Namen! Wie hat sie davon erfahren können?«, rief Heinrich bestürzt aus. »Wurde doch diese Sache mit der größten Verschwiegenheit behandelt!«

»Katharina ist sehr beliebt, Majestät«, warf Wolsey ernst ein, »und verdient es zu sein. Ihre hohen Tugenden ...«

»Ich weiß, ich weiß!«, unterbrach ihn Heinrich, »aber bleibt bei der Sache, Kardinal.«

»Nun denn, Majestät, die Königin ließ ihren vertrautesten Diener Phillips zu sich beordern und bat ihn, sogleich nach Spanien abzusegeln, mit Briefen an ihren Neffen¹⁵.« Entweder wünscht sie dessen Rat oder Hilfe.«

»Das wäre!«, stieß Heinrich aus. »Habt Ihr die Briefe gelesen?«

¹⁵ Kaiser Karl V.

»Nein, Majestät, das ist nicht meine Sache; dazu habt Ihr allein das Recht. Hier sind sie.«

»Wie erhieltet Ihr sie?«

»Durch Lady N... erfuhr ich, dass er abreisen solle, und trug natürlich Sorge, dass er

in Dover angehalten wurde. Die Depeschen nahm man ihm ab und ließ ihm nur die Wahl zu einer freiwilligen Reise zu seiner Mutter im Norden Englands oder einer unfreiwilligen Wohnung im Tower als Staatsverräter. Er wählte das Erste.«

»Glaub es!«, rief Heinrich lachend. »Kardinal, Ihr solltet Papst werden. Die arme Katharina hat einen furchtbaren Feind an Euch.«

»Ich kann nicht zweien Herren dienen, Sire!«, war die demütige Antwort.

»Eure Treue soll einst belohnt werden«, entgegnete huldreich der König. »Doch über die Zukunft vergessen wir nicht die Gegenwart. Also es bleibt dabei, Ihr trennt Percy von Anne!«

Der Kardinal verbeugte sich dreimal und verließ das Gemach. Er erreichte bald sein Haus, wo er zuvörderst Lord Percy zu sich entbieten ließ und diesen mit den Worten anredete: »Ich wundere mich über deine Torheit und deinen Unverstand, junger Mann, dass du dich in ein Liebesverhältnis mit dem Mädchen Anne Boleyn einlässt, das ebenso töricht ist wie du, sintemal sie wissen muss, dass du nach dem Tod deines Vaters das Haupt der ersten Familie Englands wirst. Daher hättest du zu einer Verbindung zuerst des Königs Einwilligung und deines Vaters Segen erbitten sollen. Du hättest dich dem Wohlgefallen Seiner Majestät in dieser ernsten Wahl unterwerfen müssen, welcher dich mit einer Jungfrau, die deinem Stand angemessen wäre, vermählt haben würde, wodurch du des Königs Huld dir bewahrt und zu hohen Ehren gelangt wärst. Nun siehe, was du

dir durch deine eigenmächtige Torheit zugezogen hast, nicht nur die Ungnade Seiner Majestät, sondern auch den Zorn deines Vaters. Ich benachrichtige dich hiermit, dass ich an deinen Vater geschrieben, welcher, wenn er kommt, entweder diese unziemliche Verbindung abbrechen oder dich enterben soll. Seine Majestät wird sich ebenfalls bitterlich über dich gegen deinen Vater beklagen, denn er hat im Sinn, Anne Boleyn einen anderen Gemahl zu geben. Die Sache ist fast im Reinen, obwohl sie es nicht weiß. Doch hat der König wie ein weiser Fürst eine solche Wahl für sie getroffen, dass ich nicht zweifle, dass Anne gern ihre Einwilligung dazu geben wird.«

»Euer Gnaden«, antwortete Percy erschüttert, »ich kannte des Königs Willen in dieser Sache nicht, und bin darüber betrübt. Ich hielt mich für alt genug und fähig, mir selbst eine Gattin nach meinem Herzen zu erwählen, und zweifelte nicht, dass Seine Majestät und mein Vater meine Wahl billigen würden, sintemal Anne, obwohl nur Ehrenfräulein, von altadeliger Herkunft ist. Warum sollte ich denn Anstand nehmen, mich mit ihr zu verbinden, die, zu jeder Zeit mir an Geburt gleich ist? Ich bitte Euer Gnaden in tiefster Demut, für mich des Königs Huld zu erstehen, denn ich kann die Sache nicht aufgeben.«

»Meiner Treu, mein Herr!«, wandte sich der Kardinal zu Cavendish¹⁶ und anderen, welche gegenwärtig waren, »ich hätte den Knaben für weicher gehalten und hoffte, er würde sich ruhig dem Willen Seiner Majestät fügen.«

»Euer Gnaden«, antwortete Percy, »in allen Dingen will und habe ich dies getan, aber in dieser Sache bin ich, und vor würdigen Zeugen, so weit gegangen, dass ich nicht einsehe, wie mich mein Gewissen freisprechen könnte.«

¹⁶ Siehe: Cavendish: *Leben Wolseys*. Der Verfasser war Zeuge dieser Szene.

»Gut!«, entgegnete Wolsey. Glaubst du, dass wir beiden, der König und ich, nicht wissen, was wir alsdann zu tun haben? Ja wahrlich! Aber ich bemerke keine Unterwürfigkeit bei dir.«

»Doch, Lord Kardinal«, sagte Percy, ein Knie vor demselben beugend, »ich unterwerfe mich und meine Wünsche gern dem Willen des Königs und Euer Gnaden. Mein Gewissen ist in dieser wichtigen Sache erleichtert worden.«

»Desto besser, so werde ich Euren Vater aus dem Norden holen lassen. Inzwischen verbiete ich dir beim Zorn des Königs, dass du hinfort Annes Gesellschaft aufsuchst!« Bei diesen Worten stand der Kardinal Wolsey auf und trat in sein Kabinett.

Die Ankunft des Herzogs von Northumberland, Percys Vater, brachte keinen Trost für die Liebenden. Er begab sich sofort zum Kardinal, welcher ihn in seiner Staatsgalerie mit der Miene eines Herrschers empfing und den Edelmann in die Nähe eines Fensters zog, wo beide eine lange ernste Unterhaltung führten.

Nach derselben verabschiedete sich Wolsey, und der Edelmann hieß seinen Sohn herbeirufen.

Percy trat demütig vor den Er Zürnten, der ihn mit den Worten begrüßte: »So, du bist wie immer, höre ich, derselbe ausschweifende, vergnügungssüchtige Jüngling und Verschwender! Anstatt, dass ich Freude an dir erlebe, bedeckst du mich mit Schande und gibst mein altes Haupt dem Schafott preis.«

»Um Gott, mein edler Vater«, rief Percy entsetzt aus, »wie kann meine Liebe zu Anne Euer teures Leben gefährden?«

»Schweig, ungeratener, unwürdiger Bube!«, herrschte ihn Northumberland an. »Es ist mir gelungen, den Unwillen Seiner Majestät zu besänftigen, welcher in Anbetracht deiner Jugend und deines leichten Sinnes dir verzeihen will, wenn du gelobst, mit der Boleyn zu brechen. Wir sind Seiner Majestät für seine huldvolle Gnade sowie dem Kardinal für seine Fürbitte zeitle-

bens verbunden. Jetzt merke dir aber, was ich hiermit dir sage: Wenn du deine Lebensweise nicht änderst, so sollst du nicht vollends das Gut verprassen, das deine Vorfahren mühsam gesammelt haben. Du wirst dann wenig davon mehr berühren, und was den Titel betrifft, so schwöre ich, dass ich den Würdigsten unter meinen Erben zum Nachfolger wählen werde, der meinem Haus mehr Ehre macht. Ich muss dich verlassen; aber ich bitte Euch, meine Herren«, er wandte sich hierbei an die umstehenden Begleiter Wolseys, »verschont meinen Sohn in meiner Abwesenheit nicht, und sagt ihm seine Fehler.«¹⁷

Percy wollte seinen Vater unterbrechen, dieser aber herrschte ihm barsch zu: »Fort! geh zu deinem Herrn und Gebieter und erfülle deine Pflicht.«

Damit wandte er sich ab und bestieg sein Boot, welches an der großen Treppe auf ihn wartete.¹⁸

Lord Percy sah betreten seinem stattlichen Vater nach. Die Hofleute flüsterten untereinander und mehrere bedauerten das Paar. Lord Dorset aber, Percys Freund, schritt zu Letzterem hin und legte seine Hand auf dessen Arm.

»Komm mit mir«, sagte er leise, »bis du dich erholt hast.«

Percy folgte willenlos und wie ein im Schlaf Wandelnder. Als er das Zimmer Dorsets

erreichte, sank er weinend auf einen Sitz nieder. »Anne, mein armes Mädchen, was haben wir beide verbrochen, dass wir so behandelt werden!«

»Verzweifle nicht, lieber Percy«, tröstete Dorset, »vielleicht kannst du den König noch umstimmen oder vielmehr den Kar-

¹⁷ Historisch

¹⁸ Man bediente sich damals zum Verkehr der Boote und der Pferde anstatt der Wagen, die nur bei festlicher Gelegenheit benutzt wurden, und nur von königlichen Personen.

dinal, denn ich bin überzeugt, der ganze Lärm ist durch ihn entstanden.«

»Aber was konnte ihn dazu bewegen? Wahrlich, er liebt das Mädchen nicht.«

»Nein, das eben nicht«, antwortete Dorset und rückte ganz nah zum Freund hin, »aber man will wissen, er handle so nur, um sich den Dank des Königs zu erringen, der Anne lieber sieht, als man wissen soll.«

»Mord und Tod!«, rief Percy wütend aus, »du wirst doch nicht behaupten wollen, dass Anne das Geschick ihrer Schwester teilen soll? Bei der Ehre meines alten Hauses, ich würde sie ermorden, wenn sie seine Geliebte würde.«

»Still doch, um Himmels willen«, bat Dorset. »Du weißt, der Kardinal hat seine Spione in jedem Winkel des Palastes und hinter jedem Vorhang. Nimm meinen Rat an und stelle dich, als rissest du dich von Anne los. Du bist noch jung, du kannst noch warten, bis sich Heinrichs Laune gelegt hat. Bist du aber auch Annes Treue gewiss? Liebt sie nicht in dir mehr den künftigen Erben als dich selbst? In dem Fall kannst du ebenso gut die Braut nehmen, die dein Vater dir bestimmt hat.«

»Nie, nie!«, beteuerte Percy. »Ich hasse sie, ich würde zeitlebens unglücklich werden. Wenn ich Anne entsagen muss, heirate ich kein anderes Weib auf Erden.«

»Man wird dich vom Hof entfernen«, bemerkte Dorset.

»Ja, vermutlich, und deswegen muss ich Anne noch einmal sehen! Ich will es, kostete es mir das Leben!«

»Aber denke an sie«, bat Dorset. »Du kannst dich wehren, nach Frankreich flüchten,

aber Anne bleibt allein dem Zorn des Königs ausgesetzt. Und wie er durchzusetzen weiß, was er will, zeigt dir die Trennung von der unglücklichen Königin und der Streit mit dem Papst.«

»Auch wir werden fest bleiben«, sagte Percy. »Nur Anne selbst kann mich meiner Treue entbinden, darum muss ich sie sprechen.«

»Es ließe sich vielleicht durch Lady Willoughby veranstalten«, meinte Dorset. »Sie besitzt ein weiches Herz, hasst Wolsey und den König und hegt als Spanierin warme Teilnahme für alle unglücklich Liebenden. Verhalte dich daher ruhig und warte die Gelegenheit ab. Verlass dich auf meine Freundschaft. Wenn du indes einige Worte an Anne richten und sie mir anvertrauen willst, so weiß ich den Weg, sie ihr sicher zuzustellen. Mein Diener macht Annes Zofe den Hof und wird sich bestechen lassen, den Liebesboten zu machen. Hier hast du Papier und Feder. Es ist billig, dass du das Mädchen über dich beruhigst, denn ich sehe es ihren ängstlich fragenden Blicken an, dass sie wegen deiner Zurückziehung sich bekümmern wird.«

»Sie soll alles wissen«, sagte Percy, nahm die Feder zur Hand und schrieb einen ziemlich langen Brief. Dann legte er ihn zusammen, schlang eine rote seidene Schnur darum, die er fest verknüpfte, und händigte ihn Dorset aus, der ihn in seinem behäbigen gepufften Gewand verbarg.

12.

Annes Entfernung vom Hof. Abschied bei Katharina. Annes Leben auf dem Land

»Wisst Ihr schon die neueste Begebenheit am Hofe!«, fragte einer der Kavaliere den anderen.

»Bedaure nur, dass wir die schöne Boleyn verlieren müssen.«

»Verlieren, wieso? Hat der König sich erweichen lassen?«

»Weit entfernt davon! Er soll wütend sein. Man hat ihm berichtet, dass Percy und seine Geliebte im Gemach ihrer Zofe ein Rendezvous gehabt und sich nochmals ewige Treue gelobt haben.«

»Kein anderer als Wolsey hat den Verräter machen können!«, war die Antwort. »Er hat ja auch für jede Sünde bereits im Voraus Generalabsolution.«

»Pst! Ormond, du sprichst ja wie ein Ketzer oder einer der neuen Sekte der Protestanten!«

»Wenn die Ketzerei begehen, welche gegen die Schlechtigkeit und die Hinterlist der rechtgläubigen Pfaffen protestieren, so gehöre ich allerdings dazu, mon cher. So viel ich weiß, teilt Ihr sonst meine Ansichten.«

»Nun ja, freilich. Um aber von den Liebenden zu reden: Percy ist auf seinem Zimmer als Staatsgefangener, bis er heute Abend in Begleitung eines königlichen Offiziers zu seinem liebenswürdigen Vater abreist.«

»Bei Gott, das ist seltsam!«

»Wieso? Die Sache ist wohl klar genug, sie haben den König beleidigt.«

Graf Ormond sah den Sprecher scharf an, dann sagte er in flüsterndem Ton: »Ahnst du nicht in all diesem eine verborgene

Absicht? Kümmerst dich der König sonst um die Herzen seiner Untertanen, wenn es nicht zu seinem eigenen Vorteil ist?«

»Aber was weißt du? Ich verstehe dich nicht!«

»Umso besser, mein Freund, dann wirst du dich und mich nicht verraten. Du wirst aber sehen, dass diese Trennung der Liebenden in Verbindung mit der geheimen Sache des Königs steht. Es kann nichts Gutes sein, wenn Wolsey sich dabei beteiligt.«

»Die arme Königin!«, seufzte Lord Gray.

Annes Abschied von der Königin, denn um seine Rolle als beleidigter Beschützer noch auffallender vor den Augen des Hofes zu spielen, hatte der König auch sie verbannt, war vonseiten beider ein herzlicher.

Katharina sah sich ihres Argwohns wegen gegen Anne beschämt und beeiferte sich in jeder Weise, ihr Unrecht wieder gut zu machen. Liebreich bot sie ihr die Hand zum Kuss dar mit den sanften Worten: »Bedenkt, Lady Anne, dass jeder Schmerz, den Menschen uns zufügen, eine Läuterung für unsere Seele sein soll. Ihr werdet in der Einsamkeit den verlorenen Frieden wiederfinden, dort vergeben und vergessen lernen. Des Weibes Los auf Erden ist sich beugen und still leiden. Auch ich habe vergeben gelernt, einem größeren Unrecht, als Ihr erfahren habt. Lasst uns beten, meine Liebe, dass uns Gott nicht einst an dem Urheber unserer Leiden rächen möge.«

»Hohe Frau, vergebt mir!«, sagte Anne. »Meine schwache Seele vermag sich nicht zu der Höhe der Euren zu erheben. Ich empfinde meine Wunde noch zu scharf und frisch, nie werde ich diese Stunde vergessen, noch vergeben. Vielleicht schlägt die Stunde, in der ich unserer beider Leiden rächen werde.«

»Still, still!«, bat Katharina ängstlich und blickte auf die Hofleute, welche in geringer Entfernung im Saal weilten und neu-

gierig die Nebenbuhlerin beobachteten. »Kein solches Wort in diesen Räumen, Mädchen, wenn dir deine Freiheit lieb ist. Noch herrscht er mächtig in England, und seiner schlaun Arglist beugt sich sogar der stolze Heinrich. Geht! Gott und seine Heiligen begleiten Euch!«

Anne verbeugte sich dreimal und verließ den Saal. Sie wechselte hastig ihre Kleider und trat in Begleitung ihrer Zofe und des treuen Wyatt ihre Rückkehr nach Never an.

Lady Boleyn, Annes sanfte, liebenswürdige Stiefmutter, sowie ihr Vater empfangen die Verbannte mit offenen Armen.

»Willkommen, meine Tochter!«, sagte Sir Thomas, »wir haben lange den schönen Stern vermisst, der unsere Einsamkeit erheiterte.«

Lady Boleyn brachte sie auf ihre Zimmer, welche sie mit mütterlicher Zärtlichkeit hergerichtet hatte. »Sei gern bei uns«, bat sie, »es ist hier wenigstens Frieden und Ruhe zu Hause.«

»Ja, es ist schön hier, und ich bin zu Hause«, sagte Anne, entzückt um sich blickend. »Vielleicht wird auch mein Herz genesen. Ich habe auf immer der Welt Lebewohl gesagt.«

Lady Boleyn lächelte und strich ihrem Liebling den Wald dichter langer Locken von der Stirn. »Ein besseres Schicksal ist wohl meiner Anne bestimmt«, meinte sie. »Das Klosterhabit stände ihr nicht gut.«

Aber das erste Jahr verging, und Anne schien ihre Versicherung wahr machen zu wollen, denn obwohl sie bald ihre natürliche Heiterkeit gewann, auch gern die benachbarten Gutsfamilien besuchte, empfand sie aufrichtige Freude nur in ihren musikalischen Studien, in der Reitkunst und im Lesen der heiligen Schrift. Die Reformation, welche mit Luther an der Spitze so gewaltig das lange im Stillen unterminierte Ansehen der römischen Priesterherrschaft erschütterte, wie das Erdbeben in stil-

ler, tiefer Nacht, hatte auch in ihrer lern- und wissbegierigen Seele Eingang gefunden. Da sie sowohl Griechisch als auch Lateinisch gründlich verstand, konnte sie auch diejenigen Schriften Luthers und Melanchthons lesen, welche wie feuerspeiende Bomben der Wahrheit Bahn brachen und die Bollwerke der alten Finsternis zersprengten. Am Hof, umgeben von den Spionen Wolseys, hatte sie nur selten sich dem Genuss des Studiums hingeben können, jetzt aber schwelgte sie ungestört darin. Wyatt blieb auch hierin ihr Vertrauter. Er teilte ihre Bewunderung für die Reformation und war gern dazu behilflich, ihr weitere Schriften zu verschaffen.

»Wie schade«, sagte sie eines Tages zu ihm, »dass die Bibel nicht in der Landessprache geschrieben ist! Wäre einmal der köstliche Inhalt bekannt, dieses Buch würde sich tausendfach vermehren.«

»Eben darum haben es die Priester bisher den Laien verboten«, sagte Wyatt, »und werden es auch ferner tun. Denkt an das Schicksal von Huss und anderer Märtyrer, die es verbreiten wollten. Die Macht des Papstes würde zuerst fallen, der Heiligenschein, womit sie seit Jahrhunderten die Menge verblendet und Könige beherrscht haben, würde von ihnen schwinden, Trug und Laster dagegen ans Licht treten.«

»Mich wundert es«, fiel Anne ein, »dass König Heinrich sich so demütig dem Papst fügt.«

»Wartet nur ab, ob er es ferner tun wird«, sagte Wyatt. »Bisher hat seine Heiligkeit ihm nichts zuleide getan. Wenn er ihm einmal ernstlich in den Weg tritt, dann wollen wir sehen.«

Lady Boleyn trat ein. Sie überbrachte Anne einen offenen Brief, dessen Inhalt sie ihr mitzuteilen wünschte. Wyatt beurlaubte sich, um sie nicht zu stören.

»Ihr bringt Nachrichten, liebe Mutter«, sagte Anne. »Vielleicht

endlich von Percy?»

Lady Boleyn nickte mit dem Kopf.

»Oh, gebt mir das Schreiben«, bat Anne, »foltert mich nicht, ich lese mein Schicksal in Euren verweinten Augen – Percy muss mir entsagen!«

»So ist es, mein Kind! Der Kampf ist vorüber, aber es war ein harter. Percy ist jetzt der Gemahl der Lady Talbot.«

»Unmöglich!«, stammelte Anne leichenblass.

»So lies selbst, meine Teure! Du kennst ja seine Handschrift.«
Sie hielt ihr den Brief hin.

Anne las halblaut mit bebender Stimme: »Sir Thomas! Was ich Anne nicht schreiben kann, das sagt ihr. Ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, denn mein Vater hat mir in einer schwachen Stunde, indem er mich an Annes Treue zweifeln machte, das Wort entrissen, das mich lebenslang an Lady Talbot fesselt. Bittet sie, dass sie mir nicht zürne, sondern für mich bete, denn ich bin unaussprechlich elend. Nie wird meine Gattin mehr als meinen Namen von mir erhalten. Lebt wohl! Gedenkt meiner. In zwei Wochen bin ich unwiderruflich für Euch verloren. Vergebt mir und beklagt mich. Percy Northumberland.«

Anne sprach kein Wort, aber sie ließ den Brief auf die Erde fallen und brach, sich an die Brust der Stiefmutter werfend, in Tränen aus.

»Das ist wohl ein schmerzliches Ende eines schönen Traumes, liebes Kind«, sagte sanft Lady Boleyn, »aber vergiss nicht, dass Leid und Ungemach von oben kommen.«

»Sage lieber durch böse, heimtückische Menschen«, rief Anne zornig aus und sich stolz emporrichtend. »Ich kenne die Hand, die diesen Schlag gegen uns geführt hat, und so wahr ich lebe, soll Wolsey dafür büßen.«

»Ich fürchte, du ziehst dir böse Dinge zu«, sagte Lady Boleyn.

»Geh am Ende doch lieber nach Frankreich.«

»Nein«, erwiderte Anne fest, »ich bleibe. Nun habe ich einen Zweck, es zu tun. Ich werde versuchen, bald wieder an den Hof zu kommen, um mich und Percy zu rächen.«

»Liebe, was vermagst du gegen den starken Günstling? Ein Wort von ihm kostet dir die Freiheit – und uns auch.«

Anne lächelte fein und bitter. »Liebe Mutter, die Schönheit der Frau ist auch mächtig, und die meine kann den Pfeil wenden, um diese gleißende Schlange im Kardinalgewand zu durchbohren! Aber greifen wir dem Schicksal nicht vor«, fügte sie freundlich ernst hinzu, »warten wir dasselbe ab. Gehe zum Vater, Mutter, und sage ihm, dass Anne sich ruhig in ihren Verlust ergebe, aber auch nicht Sir Pierce Butler angehören wolle.«

»Auch Wyatt nicht?«, fragte zögernd Lady Boleyn. »Er würde dich glücklich machen, seine Liebe hat die lange Probe bestanden. Henry ist ein edler Mann, vor dessen reiner Seele die Menge sich ehrfurchtsvoll beugt.«

»Ja, du hast recht, Mutter. Wyatts Gattin würde ein beneidenswertes Geschöpf sein, seine Liebe würde auch eine Einöde in ein Paradies verwandeln, aber wir dürfen uns nicht vereinigen, wenigstens hier auf Erden nicht, denn in meiner Brust schlägt kein Herz mehr für die irdische Liebe, und eine dunkle, finstere Stimme treibt mich einem ernsten Schicksal entgegen.«

»O, mein Kind!«, bat Lady Boleyn, »verbanne diesen schrecklichen Ehrgeiz, der dich nicht glücklich werden lässt.«

»Ich liebe sie nicht, diese Gedanken«, sagte Anne, »aber ich kann nicht ändern, was droben bestimmt ist.«

»Bete, Liebe, und benutze fleißiger den Segen der heiligen Beichte!«

Anne errötete. Sie wusste, dass der Hauskaplan sich über sein Beichtkind beklagt hatte, weil sie selten den Beichtstuhl auf-

suchte.

»Was soll ich aber beichten?«, sagte sie.

»Deine Sünden, mein Kind.«

»Diese kennt Gott, Mutter! Wo ich menschlich fehle, vergibt mir unser Herr Jesus Christus. Ich beichte ihm jeden Abend, ehe ich einschlafe, und er erteilt mir Absolution ohne irdischen Priester.«

»Absolution ohne Priester!«, wiederholte langsam und verwundert die fromme, einfache Frau. »Du sprichst wunderliche Dinge, Anne, seitdem du von Frankreich zurück bist. Pater Hansen behauptet, du seiest vom Gift der neuen Lehre angesteckt.«

»Die Protestanten lehren nichts Neues, Mutter, im Gegenteil das Alte. Sie wollen die Kirche reinigen von den menschlichen Satzungen, die Gewissen vom Druck der Priester befreien, die selbst nicht halten, was sie als Gottes Wort verkündigen. Luthers Lehre weist uns auf Christi hin, der allein Sünden vergeben kann, weil er für uns gelitten hat! Aber ich erschrecke dich, liebe Mutter«, brach Anne ab, als sie Lady Boleyns Blässe wahrte, die sich andächtig bekreuzigte. »Komm, wir wollen nichts mehr davon reden, ich verspreche es dir, ich will dein Gewissen nicht beschweren. Bitte, Liebe, suche den Vater auf.«

Lady Boleyn gehorchte, und Anne saß lange nachdenkend in ihrem Zimmer. Dann stand sie auf und drückte an einer Stelle in der Wand.

Eine kleine Tür flog auf, die so künstlich in der Tapete angebracht war, dass nur ein Eingeweihter sie finden konnte. Hier lagen zwei in Kalbsleder gebundene alte Bücher, deren dicke Blätter durch schwere Messinggriffe geschlossen waren.

»Ihr redet die Wahrheit!«, murmelte das junge Mädchen, indem sie eins mit Mühe emporhob und es vor sich auf den Tisch

legte. »Ihr seid die Grundsteine von Gottes Tempel auf Erden.«

Es waren die Evangelien und der Teil der Heiligen Schrift, welcher durch besondere päpstliche Dispensation auch Frauen von Stand zu lesen gestattet wurde.

Im Studium der Wahrheit, unter harmlosen, reinen Freunden des ländlichen Lebens, im Genuss der edelsten Freundschaft verflossen Anne zwei Jahre in Never. Von Percy sprach sie nie, doch entging es den Eltern nicht, wie sie zusammenfuhr, wenn jemand in ihrer Gegenwart erwähnte, dass er äußerst unglücklich sei und nicht die leiseste Spur von Sympathie zwischen den Ehegatten herrsche.

13.

Heinrichs Besuch. Erhebung der Familie Boleyn

Eines Tages, als die Familie beim Morgenimbiss saß, trat Henry Wyatt mit allen Zeichen der Bestürzung unangemeldet ins Gemach. Seine Blicke suchten Anne und verweilten mit einem unverkennbaren Ausdruck der Angst auf ihrem schönen Gesicht.

»Sir Thomas, es steht Euch ein hoher Besuch bevor!«, sagte er, nachdem er Atem geholt hatte.

»Wer denn?«, fragte Anne erschrocken, welche zuerst an Percy oder Sir Pierce dachte.

»König Heinrich mit einem kleinen Gefolge!«, antwortete Wyatt. »Sie hielten bei uns an, um sich beim Vater zu erkundigen, ob Sir Thomas sich in Never befinde, worauf sie nach dem Ehrentrunk sogleich wieder aufsaßen. Die Pferde sahen ermüdet aus. So machte ich mich unbemerkt auf dem Fußweg zu Euch her, um Euch vorzubereiten. In einer halben Stunde müssen sie hier sein.«

»Da müssen wir uns anschicken, Seine Majestät würdig zu empfangen!«, sagte Lady Boleyn, sich rasch erhebend.

Sir Thomas blickte seine Tochter fragend an.

»Ihr werdet mir wohl gestatten, liebwertester Vater, dass ich mich beim Empfang des hohen Gastes nicht beteilige. Ich habe noch nicht vergessen, dass Seine Majestät dem Günstling erlaubte, in eigenmächtigem Übermut mein Lebensglück zu zertrümmern.«

Sir Thomas edles, biederes Antlitz erheiterte sich bei diesen Worten. Auch Wyatt warf auf die Freundin einen dankbaren Blick.

Nur Lady Boleyn erwiderte erschrocken: »Meine liebe Anne,

das hieße Öl ins Feuer gießen und den König Zeitlebens beleidigen.«

»Das wünsche ich zu tun!«, entgegnete Anne.

»Aber Liebe ...«

»Lass sie!«, fiel Sir Thomas hastig ein, »sie handelt völlig nach meinem Sinn. Gehe denn, meine Tochter, und bleibe auf deinem Zimmer, bis der hohe Gast fort ist. Ich werde dich als unwohl entschuldigen.«

Er küsste das Mädchen liebevoll, worauf Anne sich schnell auf ihr Zimmer flüchtete.

Lady Boleyn wollte ihrem Gatten Vorstellungen machen.

Sir Thomas unterbrach sie, indem er schmerzlich bewegte sagte: »Es ist genug, dass der reine Name einer meiner Töchter durch die Aufmerksamkeiten Heinrichs gelitten hat, meine zweite soll unangetastet bleiben. Habt Dank, mein edler Freund«, fügte er, gegen Wyatt gewendet, hinzu und reichte ihm die Hand. »Für Eure Warnung. Stünde es in meiner Macht, ich würde Euch heute mit Freuden Seiner Majestät als der Verlobte meiner Anne vorstellen, denn ich fürchte, ein neues Unwetter oder eine neue königliche Laune führt Heinrich zu mir.«

Wyatt nickte zusagend mit dem Haupt und fuhr gedankenvoll mit der Hand über seine Stirn.

»Aber wir verlieren Zeit«, sagte Sir Thomas. »Geh, meine Liebe, dich anzukleiden und das schönste Gastzimmer zu ordnen, während ich zur Küche will, um das Mittagmahl zu bestellen.«

»Und ich«, entgegnete Wyatt lächelnd, »werde mich ebenso heimlich entfernen, wie ich gekommen bin, denn Seine Majestät hatten augenscheinlich den Wunsch, Euch zu überfallen, Sir.«

Kurze Zeit darauf ritt eine kleine Reitergesellschaft durch die Allee von hohen, ehrwürdigen Bäumen, die zum Herrenhaus führte, an ihrer Spitze König Heinrich in reichem Jagdkostüm.

Er war dieses Mal nur von sechs Herren, seinen vertrautesten Höflingen, begleitet.

Sir Thomas empfing den Monarchen an der Schwelle seines Hauses kniend, dann trat er zu demselben und hielt ihm den Steigbügel. Heinrich, schon in Gefahr, durch seine Leibesfülle die herrlichen Kontouren seiner sonst so schlanken Gestalt einzubüßen, besaß noch eine große Gewandtheit und Leichtigkeit in allen ritterlichen Spielen und konnte mit Recht ein schöner Mann genannt werden, zumal, wenn er freundlich war. Sein Lächeln besaß bis in sein späteres Alter eine herzwinnende Macht und einen unwiderstehlichen Zauber. Sein Haar war ganz blond, seine Hautfarbe von einer fast weiblichen Weiße und Durchsichtigkeit, die Züge gut geformt, die Hände außerordentlich klein und schön. Die stille Hoffnung auf ein Wiedersehen mit Anne, deren Bild er treu und lebendig im Herzen bewahrt hatte. Die köstliche Morgenluft und die herrliche Umgebung hatten ihm eine frische, kräftige, verjüngende Farbe verliehen, während sein ganzes Wesen von einer seltenen Huld und Freundlichkeit angenehm belebt war. Er legte vertraulich seine Hand auf die Schulter Sir Thomas' und schwang sich leicht zu Boden.

»Wir konnten nicht so nahe an Eurem Schloss vorbeireiten, ohne uns nach Eurem und der Gemahlin Ergehen zu erkundigen«, sagte er in der heitersten Laune und indem er seinem Wirt die Hand zum Kuss reichte. »Kommen wir Euch aber gelegen, Sir?«

»Meine Zeit und mein Haus stehen zu jeder Stunde meinem gnädigen König zu Gebote«, erwiderte der Edelmann. »Wollt nur mit der Bewirtung vorliebnehmen, wie es bei einem einfachen Edelmann Sitte ist. Wenn ich vorher gewusst hätte ...«

»Das wollten wir nicht«, erwiderte Heinrich lächelnd, »wir

wünschten ohne Zeremonie bei Euch von der langwierigen Jagd auszuruhen. Wahrlich, Sir Thomas, der Ort ist ein Paradies. Welch köstliche Blumen! Wir Londoner müssen Euch darum beneiden. Versteht Ihr Euch selbst auf ihre Pflege?«

»Nein, Majestät, meine Tochter Anne wartet ihrer, der Garten steht unter ihrer Aufsicht. Wir sind froh, dass sie durch diese edle Kunst für die Freuden der Hauptstadt Entschädigung findet.«

»Ah! Freut uns, das zu vernehmen«, erwiderte Heinrich, indem er sich bückte und eine Blume abbrach. »Es ist ein Beweis, dass das Mädchen unsere väterliche Fürsorge anerkennt und die Laune Percys vergessen hat.«

Sir Thomas bückte sich ehrfurchtsvoll, ohne zu antworten. Sie traten ins Schloss und begaben sich in den großen Rittersaal, wo bereits Lady Boleyn den Monarchen erwartete. Heinrichs Stirn umwölkte sich leicht, als er die Dame allein sah, aber schnell gefasst, küsste er mit galanter Manier der Wirtin die Hand und bat sie um eine Nachtherberge für sich und sein Gefolge. Lady Boleyn drückte mit natürlicher Anmut ihre hohe Freude über die Ehre aus, welche ihrem Haus widerfahre.

Nach einigen Augenblicken erwiderte Heinrich: »Lady Anne ist nicht zu unserem Willkomm erschienen. Aber sagt ihr, edle Frau, dass wir ihr längst verziehen haben und uns freuen werden, unter dem Dach ihres Vaters ihr die versöhnende Hand zu reichen.«

Lady Boleyn wechselte rasch die Farbe und warf einen ängstlichen Blick auf ihren Gatten.

»Majestät wollen meine Tochter entschuldigen«, antwortete dieser, »nur ihre Krankheit ist schuld, dass sie sich nicht beeilt hat, ihrem König die gebührende Ehrfurcht zu erzeigen.«

»Krank!«, rief Heinrich mit unverhohlenem Schrecken und

Verdruß aus. »Das bedauern wir in der Tat, denn einer unserer Beweggründe zu diesem Besuch war der Wunsch, die schöne Blume wieder mit uns auszusöhnen. Wir gedenken jedoch bis morgen zu bleiben. Vielleicht erlaubt es die Krankheit, dass wir sie vor der Abreise sehen.«

Der Tag verfloss unter den mannigfachsten Scherzen. Auch Wyatts Unterhaltung, der sich einstellte, belebte die Gesellschaft. Heinrich schien von der Güte seines Wirts entzückt und vollkommen zufriedengestellt, obwohl, als es gegen Abend kam und Anne noch immer nicht erschien, einige tiefe Falten sich auf seiner Stirn zeigten.

Sir Thomas trug die silbernen Leuchter dem Gast vor, als sich derselbe in sein Schlafgemach begab, während einer der Herren zum Dienst des Monarchen zurückblieb.

»Rochdale«, fragte Heinrich schnell und ungeduldig, als sich die Tür hinter Sir Thomas schloss, »was habt Ihr ausgekundschaftet? Ist die Boleyn wirklich krank?«

Rochdale lächelte pfiffig, indem er dem König das gepuffte weiche seidene Gewand abnahm. »Majestät dürfen um die Gesundheit der schönen Dame gänzlich unbesorgt sein. Sie hat sich noch nie besser befunden und schöner ausgesehen!«

»Beim Himmel!«, stieß Heinrich zornig aus, »sie soll noch heute Abend hergeholt werden. Sie soll wissen, dass wir uns nicht ungestraft anlügen und betrügen lassen.«

»Majestät wollen bedenken«, mahnte Rochdale erschrocken, »dass Ihr nicht Eurem edlen Gast solche Schmach zufügt. Auch hat Gewalt noch nie ein edles Frauenherz gewonnen. Anne hat die Kränkung nicht vergessen, welche sie durch Wolsey erlitten hat, nun rächt sie sich auf Weiberart.«

»Glaubt Ihr, Sir Thomas sei mit ihrem Benehmen einverstanden?«

»Ohne Zweifel, Majestät.«

»Herr, das ist eine Beleidigung«, sagte Heinrich.

»Nur eine väterliche Klugheit und eine feine Koketterie vonseiten der jungen Dame. Sie ist nicht umsonst in der Schule Margarethes gewesen. Auch sagt man, dass sie stolz sei und in ihrer Verbindung mit Lord Percy nur den Titel gewünscht habe, nicht den Gemahl.«

»Ah!«, rief Heinrich sichtlich vergnügt aus. »Also auch diese feste Tugendseele hat einen verwundbaren Fleck! Es ist gut, Rochdale, wir werden Eurer Bemerkung gedenken.«

Einige Tage nach der Abreise des Königs vom Schloss und dessen Rückkehr nach London erhielt Sir Thomas Boleyn »als Beweis der königlichen Huld« seine Erhebung zum Viscount von Rochefort und Schatzmeister des königlichen Haushaltes. Gleichzeitig wurde der Gemahl Marys, William Carey, zum Mitglied des geheimen Staatsrats ernannt.

Der Plan war fein entworfen und eines Wolsey würdig! Die Stellung Sir Thomas Boleyns zwang diesen künftighin, in der unmittelbaren Nähe des Hofes zu bleiben. Ein lichter Strahl belebte Annes dunkle Augen bei der Verkündigung dieser neuen Ehre. Das Schicksal bot ihr sichtbar die Hand und zeigte ihr den Pfad, der zur Rache führen sollte. Nur als das junge Mädchen dem ängstlich auf sie gerichteten Blick Henry Wyatts begegnete, mäßigte sie das lebhafteste Gefühl, das plötzlich einer weichen Stimmung Raum machte.

»Wir werden wohl Alle nach London ziehen müssen«, sagte die Stiefmutter. »Wie steht es da um deinen Entschluss, liebe Anne?«

»Ich werde Euch begleiten«, sagte diese fest, fast freudig, »aber jetzt nicht. Der König hat mich vom Hof verbannt. Nur auf sein ausdrückliches Wort kehre ich an den Hof zurück,

Mama.«

»Wenn aber dieses Wort nicht erfolgte?«, fragte Sir Thomas. »Du kennst des Königs harten Sinn, und noch dazu jetzt, wo sein Gemüt durch die traurigen ehelichen Verhältnisse leidet und alle seine Gedanken in Anspruch genommen sind durch die Verhandlungen mit Rom.«

»Während Seine Majestät sich nach Rom um Absolution für seine Gewissenskrupel wendet, betreibt Wolsey in aller Stille die Bewerbung um die reizende Prinzessin von Frankreich«, sagte Wyatt entrüstet.

»Wie! Noch ehe der Papst die Ehe getrennt hat?«, rief Lady Boleyn entsetzt aus.

»So ist es, Mylady. Jedermann weiß darum, nur die unglückliche Katharina nicht, welche dem falschen Gatten felsenfest in dieser Sache vertraut.«

»Ach!«, sagte Lady Boleyn, »mit Katharina verlässt der gute Genius Englands Thron. Mein teurer Gemahl, erfüllt meine Bitte, erlaubt uns, einstweilen auf unserem stillen Landgut zu leben.«

»Wenn Anne auch so denkt«, sagte Sir Thomas, sich zu seiner Tochter wendend.

»Ja, mein Vater«, war die Antwort, »ich werde hierbleiben, bis der König mir Genugtuung leistet für die Schmach, die er mir angetan hat.«

»Liebes Kind, verbanne diese finsternen Rachedgedanken«, sagte Sir Thomas, »sie sind der weiblichen Natur unwürdig, und wir Untertanen müssen uns dem König unterordnen. Heinrichs gnädige Huld gegen mich ... gilt auch Dir.«

»Befriedigt mich aber nicht, Vater«, sagte Anne mit stolzem Blick. »Ich will mich glänzend rächen. Die Stunde dazu wird nicht ausbleiben, glaube mir. Der Himmel wird mich zum

Werkzeug auserlesen, um die Leiden der unglücklichen Königin mit den meinen zugleich am Kardinal zu rächen! Wenn der König mich selbst nach London beruft, dann werde ich gehorchen!«

Sir Thomas schüttelte bedenklich das Haupt.

Henry Wyatt aber blickte mit wehmütigem Antlitz von ihr weg.

Sie hat kein Herz, sie wird nie die wahre Liebe kennen, dachte er. Nur der Ehrgeiz und die Gefallsucht sind ihre Götzen.

Annes Vorhersagung, dass die Stunde nicht ausbleiben würde, welche sie sehnsuchtsvoll erwartete, bestätigte sich früher, als sie gehofft hatte.

Kaum vernahm Heinrich, dass die Familie Boleyn den Vater nicht nach London begleitet habe, als Anne zur Ehrendame der Königin ernannt wurde.

Jauchzend drückte sie die Schrift, welche den königlichen Befehl erhielt, an ihre glühenden Lippen.

»Jetzt, Kardinal, wehre dich!«, rief sie aus, »Deine Macht wankt! Der Kampf beginnt! Heinrichs wankelmütiges Herz will ich fesseln und dich in den Staub treten.«

Mit vor Aufregung geröteten Wangen, von Hoffnung stolz emporgerichtetem Haupt trat sie vor den Spiegel. Sie war königlich schön in diesem Augenblick!

»Es wird gehen!«, sagte sie wohlgefällig. »Die Reize sind noch unversehr, die König Franz fesselten. Auch Heinrich wird mir huldigen, denn ich will es!«

14.

Kardinal Wolseys Fest. Heinrichs Liebeserklärung an Anne.

Im Palast des mächtigen Kardinals, Yorkhouse, jetzt Whitehall, gab der Besitzer dem König zu Ehren ein großartiges Fest. Die hohen Räume boten die Pracht und die Üppigkeit eines Sultans dar. Die seltensten Früchte und Leckerbissen schmückten die beladene Tafel des Bankettsaals. Englands vornehmste Kavalierre und Frauen waren willig der Einladung des Prälaten gefolgt, denn man fürchtete seinen Zorn.

Wolsey selbst, angetan mit den reichsten Gewändern, die von Gold und Edelsteinen strotzten, empfing seine Gäste mit der ihm angeborenen Güte und Freundlichkeit. Für jeden derselben hatte er ein geeignetes Wort, und für jede Dame eine Schmeichelei bereit. Seine Augen leuchteten aber in einer unheimlichen Schadenfreude, als er die Familie Boleyn erblickte und bewundernd auf Annes herrlicher Gestalt verweilte

Diese stolze Blume wird den wankelmütigen Heinrich gefangen nehmen, dachte er. Er soll mir ihren Besitz verdanken und freudig mir das Staatsruder um ihr Lächeln überlassen.

»Ich freue mich«, redete er Anne an, »Euch wieder in unserer Mitte zu begrüßen, edles Fräulein. Der Aufenthalt auf dem Land hat Eure Schönheit wunderbar erhöht. Wir schätzen uns glücklich, die holde Blume wieder zu besitzen.«

Anne erwiderte kein Wort und dankte nur durch eine tiefe Verbeugung. Der Tanz begann, und bald befand sie sich in den dichten Reihen der Tänzer.

Einige Stunden vor Mitternacht ertönte plötzlich ein Trompetenstoß im Saal, die Ankunft neuer, später Gäste anmeldend.

Über Wolseys Antlitz flog ein triumphierendes, schlaues Lächeln.

cheln. Rasch erhob er sich vom Spieltisch, an dem er saß, und ging den Gästen entgegen.

»Seid mir willkommen!«, sprach er zu den sieben Masken, indem er sich vor einer derselben tief verbeugte.

»Wir fahrende Ritter bitten um die Gunst, an dem Tanz teilnehmen zu dürfen«, er widerte die Größte der Masken, an dessen volltönender Stimme man sogleich den König erkannte.

»Die schönsten Damen im Saal werden sich durch Eure Wahl geehrt fühlen«, sagte Wolsey.

Der Anführer der kleinen Schar durchschritt sofort die ganze Länge des Saales und blieb vor Anne stehen.

»Wollt mir die Ehre vergönnen, holde Dame«, sagte er zu dieser. »Euch als Gefährtin meiner Irrfahrt erwählen zu dürfen.«

Annes Herz pochte fast hörbar im Busen, doch sogleich ihre Fassung gewinnend reichte sie dem Ritter mit einem anmutigen Lächeln die Hand. Die anderen Ritter waren dem Beispiel gefolgt. Wolsey gab das Zeichen, die Musik ertönte wieder und der Tanz begann von Neuem.

Wolseys Blicke verfolgten mit der Miene eines spähenden Geiers die Gestalt des Königs, an dessen Hand Anne sich mit seltener Anmut im Menuett bewegte.

Noch nie war Anne so blendend schön erschienen wie jetzt. Noch nie war ihr gewinnendes Lächeln, der Schmelz ihrer dunklen Blicke so unwiderstehlich gewesen, wie in dem Augenblick, als sie hoch errötend den verstorbenen, aber zärtlichen Händedruck des Königs empfand und erwiderte. Anne wusste, dass es eine von Heinrichs schwachen Seiten war, in der wunderbarsten Verkleidung ungekannt neue Bekanntschaften zu machen. Obwohl sie keinen Zweifel über den Rang ihres Tänzers hegte, begünstigte sie Heinrichs Wunsch und redete ihn wie einen Fremden an. Doch versuchte sie ihn durch Geist und

Scherz zu fesseln und erkühnte sich, einige schneidende Witzworte über den hohen Kardinal selbst sich zu erlauben. Heinrich, weit entfernt, ihr hierüber zu zürnen, munterte sie noch mehr dazu auf und stimmte in ihren Mutwillen von Herzen ein.

»Gottes Tod¹⁹, holde Dame!«, sagte er, »mir dünkt, Ihr habt vom französischen Hof her mehr Zungenfreiheit, als der Cardinal gutheißen würde.«

»Bah!«, erwiderte Anne verächtlich, »der Metzgerhund darf die Schafe nur anbellern, nicht beißen ohne seines Herrn Erlaubnis.«

Bei dieser Anspielung auf Wolseys Herkunft²⁰ brach Heinrich in ein lautes Lachen aus, dass die Nebentänzer erstaunt das Paar betrachteten.

»Nehmt Euch in Acht«, flüsterte er dem munteren Mädchen zu, »er hat Euch doch gebissen und aufs Land geschickt.«

»Nur zu meiner Erholung«, entgegnete Anne spöttisch. »Er selbst hat soeben zu bemerken geruht, dass die Landluft mir herrlich bekomme. Und jetzt«, fügte sie mit einem entzückenden Blick hinzu, »genieße ich die hohe Freude, in der Nähe unseres geistreichen, liebenswürdigen Monarchen weilen zu dürfen.«

Ein nochmaliger, warmer Druck der Hand bewies ihr, dass der König die Schmeichelei gebührend zu ehren wusste, welche ihm anscheinend so unbefangen gewidmet wurde.

»Wir unterbrechen den Tanz«, sagte Heinrich, »und berauben dieser glänzenden Gesellschaft den Anblick Eurer Grazie.«

»Ich gebe Euch Euer Kompliment zurück, mein galanter Ritter«, war die Antwort, »Ihr tanzt wie unser erhabener, schöner

¹⁹ Heinrichs Lieblingsausdruck

²⁰ Er war der Sohn eines Metzgers.

Monarch Heinrich selbst.«

Der Tanz ging zu Ende. Man räumte anderen Tänzern den Platz ein und begab sich in die Erfrischungszimmer. Der Ritter Annes aber führte seine Dame in ein Nebengemach, das mit Immergrün und Blumen köstlich geschmückt, eine ländliche Grotte darstellte.

Hier nahm der Ritter die Maske ab, Anne stieß einen gut erheuchelten leisen Schrei der Überraschung aus.

»Mein gnädiger Herr und König!«, stammelte sie und warf sich zu seinen Füßen nieder.

Aber Heinrich erhob sie und führte sie mit zärtlichen Blicken zu einer Moosbank hin.

»Endlich sehe ich Euch wieder, meine schöne Anne«, sagte er. »Es war mir eine herbe Täuschung, Nevercastle verlassen zu müssen, ohne Euch zu sehen. Galt doch der schönen Tochter vom Hause mein Besuch.«

»Majestät! Wie konnte ich die hohe Gnade erwarten«, sagte Anne mit niedergeschlagenen Blicken.

»Anne, Ihr müsst schon längst erraten haben, was nur die Blicke Euch sagen durften, dass ich Euch liebe und anbete! Nein, entzieht mir diese kleine reizende Hand nicht, Ihr bleibt meine Gefangene – ich gebe Euch nicht mehr los.«

»Majestät!«, antwortete Anne, trotz ihres festen Mutes unwillkürlich durch die leidenschaftlichen Blicke des Königs beunruhigt. »Ich darf Eure Liebe, die mich sonst beglücken würde, nicht annehmen. Ich stehe im Dienst Eurer erhabenen Gemahlin und bin ihr Treue schuldig.«

»Ihr brecht die Treue gegen sie nicht, indem Ihr mich liebt und mir angehört«, sagte Heinrich.

»Majestät«, entgegnete Anne voll Würde, »wäret Ihr von meinem Rang, ich wüsste keinen Mann, den ich inniger lieben und

verehren würde, als Euch. Aber Sire – Eure Gattin kann das arme Ehrenfräulein nicht werden, und zu Eurer Geliebten ist sie zu gut. Die Ehre ist die einzige Mitgift, welche ich einst meinem Gatten zubringen kann.«

»Anne, ich bin unglücklich, niedergebeugt von Sorgen – und Herzenspein! Gönn mir den Anblick Eures schönen Auges und den Trost Eurer Liebe!«

»Mein Herz ist Euch ungeteilt ergeben, Sire. Ich habe es Euch gestanden – oh, habt nun mit mir, dem schwachen Mädchen, Mitleiden und fordert nichts weiter.«

Sie war bei diesen Worten auf die Knie neben ihn gesunken und schaute bittend zu ihm auf. Heinrich, beschämt und überwältigt, empfand jetzt nur die ritterliche Gesinnung, jene Achtung vor der Tugend, die er in früheren Jahren so aufrichtig hegte.

»Ich nehme Euch beim Wort, Anne. Ich will mich mit Eurer Freundschaft begnügen. Doch im Stillen werde ich der Hoffnung nie entsagen, dass Ihr einst ganz mir angehören wollt. Kehrt allein in den Saal zurück, ehe man unsere Abwesenheit bemerkt. Unser Bündnis muss ein tiefes Geheimnis bleiben – um Katharinas und Eurer Ehre willen.«

Anne entfernte sich mit flüchtigem Schritte.

»Sie muss und soll mein werden«, rief Heinrich, als er allein war. »Bei allen Sternen! Ich wäre töricht genug, das königliche Diadem auf dieses schöne Haupt zu setzen! Ich will frei werden – Katharina muss in eine Scheidung willigen – dann wird mir Anne auch nicht länger widerstehen. Ah! Kardinal!«, unterbrach er plötzlich seinen leidenschaftlichen Monolog, als dieser an der Schwelle erschien.

»Die Abwesenheit meines königlichen Gastes, die schnelle Entfernung der Boleyn'schen Familie aus dem Festsaal erfüllte

mich mit Besorgnis. Majestät befinden sich doch wohl?«

»Ganz wohl, Kardinal, und was noch besser ist, unendlich entzückt über das Wiedersehen unserer holden Verbannten.«

»Ich dachte mir, Ihr würdet keine Fehlbitte tun«, sagte Wolsey mit schlauem Lächeln. »König Heinrich bleibt überall der Sieger auf dem Feld der Liebe!«

»Diesmal täuscht Ihr Euch sehr, würdiger Herr«, entgegnete Heinrich. »Der Sturm ist abgeschlagen worden. Die Festung wird sich so leicht nicht ergeben. Es wird Opfer kosten, Wolsey, vielleicht schwere, von meiner Seite, ehe ich Anne die meine heißen kann, aber ich werde diese für sie bringen; der Lohn ist jeden Preises würdig!«

»Erlaubt mir einen Rat, Sire; Ihr kennt mein Herz und meine Ergebung gegen Euch.«

»Redet!«, gebot Heinrich.

»Ihr müsst hier sehr behutsam zu Werke gehen, Sire. Sofern Ihr das Ehrgefühl des Sir Thomas oder die Eifersucht der Königin weckt ...«

»Genug«, unterbrach ihn kurz der König. »Ich weiß, was ich in dieser Sache zu tun habe, Kardinal. Jetzt lasst uns in den Saal gehen und uns mit der Gesellschaft unterhalten.«

Wolsey ging seinem hohen Gast voraus. Dieser verweilte eine Stunde unter den Gästen, dann gab er durch seine Entfernung das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch.

15.

Die Pest am Spieltisch. Heinrichs erster Brief an Anne.

In das Herz der tief betrübten Königin Katharina zog wiederum ein Sonnenstrahl der Freude ein. Heinrich hatte sich ihr seit Annes Ankunft auffallend wieder genähert und brachte abermals die Abende in den Zimmern seiner Gemahlin zu. Diese äußeren Zeichen der Achtung und der Liebe erhielten einen doppelten Wert durch die zärtlichen Beteuerungen Heinrichs und die Sorge um die Erziehung ihres einzigen Kindes, der zehnjährigen Mary.

»Liebt Ihr mich denn wirklich noch, Sire?«, fragte Katharina, ihn mit rührender Zärtlichkeit anblickend und ihn liebevoll umfangend.

»Du kannst daran zweifeln, Kate?«

»O nein, ich zweifle nicht eigentlich«, sagte sie schüchtern, »aber ich fürchtete, andere möchten Einfluss über dich gewinnen und dich ganz von mir entfernen. Ich bin nicht mehr jung, nicht mehr geistig frisch genug, um meinem jugendlichen Gemahl genügen zu können.«

»Du bleibst mir ewig teuer, Katharina. Ich habe kein Weib auf Erden mehr geliebt und geachtet als dich.«

»Es hat dich auch noch keine so warm geliebt, wie ich, mein teurer Gemahl! Ich will nie wieder an deiner Treue zweifeln, nicht mehr eifersüchtig werden.«

»Eifersüchtig? Auf wen?«

»Auf Anne Boleyn«, sagte Katharina leise.

»Narrheiten!«, rief Heinrich aus. »Ich finde sie liebenswürdig, interessant, mon amour, wie jedermann am Hof und meine Katharina selbst. Das ist alles, Schätzchen, also gib dich darüber

zufrieden.«

Am Abend nach dieser Unterhaltung mit Heinrich entbot Katharina einen kleinen Kreis ihrer Damen zu sich, um mit ihnen Karten zu spielen. Prinzessin Mary saß auf einem niederen Stuhl zu Füßen ihrer Mutter und vertrieb sich die Langeweile, indem sie mit einem kleinen Affen spielte oder sich mit seltener Anmut und Gewandtheit mit einem der anwesenden Edelleute unterhielt. Mary war ein schönes, höchst anziehendes Kind, mit herrlichen dunklen Augen, feiner Röte auf den Wangen und regelmäßig geformten Zügen. Noch ahnte sie nicht, welches furchtbare Schicksal über ihrem unschuldigen Haupt schwebte, noch war sie glücklich in der zärtlichen Liebe ihres Vaters.

Nicht weit von ihr saß der junge Henry Fitzroy, der uneheliche Sohn Heinrichs, der zum Herzog von Richmond erhoben worden war.

Das Kartenspiel am Tisch Katharinas war lebhaft geworden. Bei einem Wurf, den Anne Boleyn zu wiederholten Malen tat, lächelte die Königin sanft und sagte scherzend zu ihr: »Ach, Mylady Anne, Ihr habt immer das Glück, den König festzuhalten, aber Ihr seid nicht wie andere Leute, Ihr wollt alles oder nichts.«²¹

Anne errötete heftig bei diesen Worten, die Umstehenden blickten sich bedeutsam an. Es war das einzige Mal, dass Katharina zu verstehen gab, dass sie des Mädchens Intrige mit ihrem Gemahl kannte. Es lag aber nicht allein ein Vorwurf in den Worten der Königin, sondern zugleich ein Lob der Tugend ihrer Rivalin.

Annes Gewissen jedoch sagte ihr, dass sie nicht tugendhaft aus Religiosität war, sondern weil sie den wankelmütigen Cha-

²¹ Historisch

rakter ihres Verehrers erkannt hatte und wusste, dass sie, um diesen festzuhalten, Achtung einflößen müsse. Anne war an die leichte Moral des französischen Hofes gewöhnt, wo die Liebe nicht für ein Verbrechen galt. Sie war noch weit entfernt, als sie in befriedigter Eitelkeit Heinrichs Huldigung annahm, die ernsten Folgen zu berechnen, welche diese Eitelkeit nach sich ziehen werde. Auch hegte sie eine noch zu warme Verehrung für ihre hohe Gebieterin, um diese absichtlich kränken zu wollen, indem sie Heinrich von ihr abzog.

Die Königin nahm einen Strauß von Lavendel vom Tisch, den sie neben sich liegen hatte. Auch sämtlichen Damen trugen ähnliche Zweige am Busen, ebenso die Kavaliere. Die Ärzte hatten diese Vorsichtsmaßregel gegen die Ansteckung der schrecklichen Epidemie empfohlen, welche im Jahr 1528 ausgebrochen war und Tausende von Opfern hingerafft hatte. Diese Krankheit nannte man die Schweißkrankheit²², nach ihrem vorherrschenden Symptom, wozu dann noch schmerzhaft Beulen traten, den Pestgeschwüren nicht unähnlich. Heinrich hatte in allen Kirchen Messen für die Seelen der Armen lesen sowie Gebete abhalten lassen um gnädige Abwendung des Leidens.

»Wie lauten die neuesten Nachrichten, Sir Donald?«, fragte Katharina teilnehmend einen Herrn, indem sie mit dem Spiel innehielt.

»Die Zahl der Sterbenden soll sich vermindert haben, hohe Frau!«, war die Antwort.

»Oh, Gott hat sichtlich über uns gewacht!«, sagte Katharina, indem sie sich bückte und Marys Stirn liebevoll küsste. »Unserem königlichen Haus ist der Dämon ferngeblieben.«

In diesem Augenblick stieß Anne einen tiefen Schrei aus. Die

²² Swesting sickness

Königin wandte rasch das Haupt um und gewahrte, wie Lady Morgan bleich und mit gebrochenen Augen von Anne in den Armen gehalten wurde. Hastig schlang Katharina ihren Arm um die kleine Tochter und gebot dem Herzog von Richmond, sie aus dem Gemach zu führen. Darauf wandte sie sich zu Lady Morgan und hielt dieser ihr eigenes Riechfläschchen vor, welches in der Gestalt eines goldenen, mit Juwelen besetzten Apfels an einer Kette ihr vom Gürtel hing; allein umsonst, eine tiefe Ohnmacht hatte die Sinne der Armen umfassen.²³

»Bringt sie sogleich in ihr Zimmer und ruft unseren Arzt herbei!«, gebot Katharina, worauf ein Kavalier die leblose Gestalt aufnahm und sich anschickte, in Begleitung zweier Hofdamen das Gemach zu verlassen. Da trat ihnen der König mit aufgeregten Zügen entgegen. Beim Anblick der Ohnmächtigen prallte er erschrocken zurück, dann winkte er eilig mit der Hand, dass man sich entferne.

»Mein Gott, so nahe unserer eigenen Person!«, sagte Heinrich, »schon zwei Opfer.«

»Zwei?«, wiederholte Katharina bebend.

»Ja! Es tut mir leid, Lady Boleyn, Euch eine schlimme Botschaft bringen zu müssen. William Carey, mein getreuer Diener, hat heute seinen Dienst nicht bei mir versehen können.«

»Meine arme Schwester!«, stammelte Anne.

»Nun, wenn es zum Schlimmsten käme, so werden wir sie, als die Witwe unseres Getreuen, nicht verlassen!«, tröstete Heinrich. »Vielleicht steht es aber noch nicht so traurig um ihn. Nun aber, meine Herren und Damen, legt alles Spiel, alle Festlichkeiten beiseite und lasst demütig der strafenden Hand Gottes uns

²³ Der Name dieser Büchsen war *Pomawder*. Sie enthielten ein Stück Baumwolle, worauf Essenzen getropfelt waren.

beugen.

Bekennen wir jeder die Sünden, welche uns drücken, und suchen wir durch eine neuntägige Andachtsübung und ernste Buße Gott zu besänftigen, dass diese Plage aufhöre. Die Ehrenfräulein sollen sämtlich bis auf weiteren Befehl in ihre Heimat zurück, weil wir für die Gesundheit derselben besorgt sein müssen.«

Ein sprechender, halb bittender Blick ruhte bei diesen Worten auf Anne. Katharina bemerkte ihn und senkte bekümmert die Augen zu Boden.

»Wir, meine geliebte Kate«, fuhr Heinrich sich zu ihr wendend fort, und in einem Ton der Zärtlichkeit, der alles Blut wieder freudig in Katharinas bleiche Wangen zauberte, »wir wollen in herzlicher Liebe diese Zeit der Prüfung in unserem Schloss Greenwich, fern von der Welt, zubringen.«

Katharina drückte die Hand des Gemahls in inniger Liebe an ihre Lippen.

Am folgenden Tage reiste Anne nach Never, die königliche Familie nach Greenwich, wo Heinrich wochenlang gewissenhaft die Andachtsübungen mit seiner Gattin teilte. Täglich wohnte er dreimal der Messe bei, stand auch mitten in der Nacht zum Gebet auf, beichtete jede Woche und kommunizierte ebenso häufig. Gegen Katharina benahm er sich aufs Zärtlichste, und zwar war ihm diese neu erwachte Liebe vollkommen Ernst; denn sein Gewissen klagte ihn lebhaft seines gegen sie begangenen Unrechtes an. Zu seiner Erhebung brachte er stundenlang mit seinem Leibarzt, Doktor Butts, in dessen Laboratorium zu und erfand eine Unmasse von Rezepten, Heilmitteln, Pflastern etc., wovon eines der Letzteren in der Folge das *königliche Pflaster* genannt wurde.

Es ist bekannt, dass er dreißigmal während dieser freiwilligen

Quarantäne sein Testament machte und es jedes Mal wieder zerriss.

Kaum hatte jedoch die Epidemie nachgelassen, als sich auch sofort Heinrichs Benehmen sowohl gegen seine Gemahlin als auch gegen Gott wieder änderte. Mit erneuter Lebenslust erwachte auch seine Liebe zu Anne und das Verlangen, von seinem ehelichen Bündnis befreit zu werden. Viele und zärtliche Briefe wurden der schönen Favoritin in ihre Einsamkeit gesandt. Seine Leidenschaft steigerte sich jedoch zur Verzweiflung, als er die Nachricht erhielt, dass sie wie auch Sir Thomas schwer von der Plage ergriffen worden seien.

Doktor Butts wurde sofort dorthin abgesandt und ihm die glänzendste Belohnung versprochen, wenn er das teure Leben erhalte.

Lange kämpfte das junge Mädchen zwischen Leben und Tod, und glücklich wäre sie zu preisen gewesen, wenn hier ihre irdische Laufbahn sich geschlossen hätte. Aber ein dunkles Schicksal entriss sie dem sanften Tod in den Armen der Mutter, damit sie ihrer dornenvollen Bestimmung nicht entgehe. Wohl regte sich in der Brust der Genesenden eine Ahnung davon, dass diese schwere Krankheit ihr zur Warnung dienen sollte, aber der Dämon des Ehrgeizes hatte zu fest seine Schlinge um sein Opfer gewunden und zog es langsam, aber sicher dem Abgrund zu.

Eines Morgens saß sie blass am Fenster ihres Zimmers; den noch matten Kopf auf den schönen Arm gestützt. Sie hatte soeben ihr Morgengebet verrichtet und in der heiligen Schrift gelesen. Das Buch lag noch offen vor ihr, ihr Finger ruhte auf einem Vers in dem Buch: »Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon in seinem Herzen die Ehe gebrochen.«

»Du sollst nicht ehebrechen«, murmelten Annes bebende Lippen. »Tue ich das?«, fragte sie entsetzt, »will ich die Gattin tren-

nen? Bin ich schuld, dass Heinrich seine Scheidung will? Nein, nein!«, rief sie sichtlich erleichtert aus. »Ich habe nur einen Zweck, einen Ziel. Wolseys Verderben, seine Ungnade. Rache will ich an dem falschen Heuchler, an dem Wollüstling im Priesterrock nehmen. Ihn in den Staub zu treten, als die Sühne für mein zerstörtes Lebensglück, dazu soll mir Heinrichs Liebe behilflich sein. Gott ist mein Zeuge, mein Herz gehört nur einem Mann an! Oh, Franz, ewig geliebter Mann!«

Sir Thomas unterbrach sie. Er hielt ein Schreiben und ein Päckchen in seiner Hand. Der Brief war offen, das Letztere noch mit dem roten Faden verschlossen.

»Wie befindet sich meine Tochter heute?«, war die Frage, indem er sie zärtlich küsste. »Wie? Ich glaube gar, du hast geweint!«

»Ja, mein Vater«, antwortete Anne. »Diese milde Luft stimmt die eben Genesene weich und reizbar. Ich dachte an alte Zeiten.«

»Jetzt ist Percy frei«, sagte Sir Boleyn, »der Herzog von Northumberland tot! Wenn er nur kurze Zeit standhaft geblieben wäre! Und nun höre ich, dass er immer noch unglücklich ist und seine Gattin selten anders als in Gesellschaft sieht. Doch sieh, soeben ist ein Päckchen an dich angekommen.«

Anne errötete heftig, als sie das Überreichte betrachtete und die Handschrift der Adresse als die des Königs erkannte.

»Anne, mein Kind«, sagte Boleyn ernst, in dem er ihre Hand ergriff, »sei vorsichtig, bringe meine Haare nicht mit Schande in die Grube! Die Gefahr für dich wird immer dringender, denn der päpstliche Legat Campeggio ist in England angekommen und wird den geistlichen Gerichtshof eröffnen, welcher die Geltung von Katharinas Ehe besprechen soll.«

»Vielleicht«, sagte Anne, »entschließt sich die Königin, in ein

Kloster zu gehen. Das wäre das Weiseste.«

»Es scheint nicht«, erwiderte Sir Thomas, »denn Wyatt bringt mir die Nachricht, dass Katharina den Vorschlag so entschieden abgelehnt habe, dass Heinrich außer sich vor Wut sein soll. Katharina hat plötzlich ihre Einsamkeit verlassen, gibt Cercles und zeigt sich regelmäßig dem Volk, das sie mit lauten Segenswünschen überschüttet, wo sie sich blicken lässt.«

»Aber ich muss dir eine noch schmerzlichere Nachricht geben, mein Kind. Man hat es dir und mir in der Krankheit verschwiegen: William Carey ...«

»Redet, teurer Vater!«, drängte Anne.

»Ist der Epidemie unterlegen. Mary ist eine trostlose, arme Witwe mit zwei Kindern.

Ihre Zukunft macht mir die meiste Sorge, denn du weißt, die Mutter war nie mit der Verbindung einig. Ich glaube nicht, dass ich Mary bei mir wohnen lassen kann.«

»Der König versprach mir, sie nie zu verlassen«, sagte Anne. »Fürchte nichts, Vater, er wird sein Wort halten. Noch heute will ich ihn darum bitten, da ich diesen Brief von ihm beantworten muss. Lasst den Diener sich zur Abreise bereithalten.«

Sir Thomas entfernte sich, und Anne zerschnitt gleichgültig die rote Schnur. Ebenso ruhig hafteten ihre Blicke auf einem kleinen Miniaturbild des Königs, das in ein kostbares Armband gefasst war. Daneben befand sich folgender Brief:²⁴

Meine Geliebte²⁵ und meine Freundin!

Ich lege mich und mein Herz in Eure Hände, und bitte um Eure Gunst, und dass durch die Abwesenheit Eure Liebe mir nicht entzogen

²⁴ Geschichtlich

²⁵ Der von König Heinrich gebrauchte Ausdruck *Mistress* oder *Maîtresse* hatte zu jener Zeit noch nicht die erniedrigende Bedeutung wie heutzutage, sondern bezeichnete mehr das deutsche, ritterliche *Herrin*.

werde. Mein Schmerz würde dadurch nur noch vergrößert werden, was zu bedauern wäre, denn Eure Abwesenheit verursacht ohnehin des Schmerzes genug, und mehr, als ich jemals glauben konnte. Hierbei fällt mir die Tatsache in der Sternkunde ein, dass, je weiter die beiden Pole von der Sonne entfernt sind, desto brennender die Hitze. So ist es mit unserer Liebe: Die Abwesenheit macht Euch mir noch teurer. Euer wohlaffektionierter und zärtlicher Diener

Heinrich Rex.

16.

Kardinal Campeggio. Erste feierliche Sitzung wegen der Gültigkeit von Katharinas Ehe.

In der großen Halle von Blackfriars Palast befand sich eine zahlreiche Versammlung von Geistlichen und weltlichen Richtern. Die beiden Kardinäle Wolsey und Campeggio nahmen Sessel vor einem Tisch ein, über welchen ein kostbarer Brokatstoff geworfen worden war. An der rechten Seite des hohen Saals sah man einen Thronhimmel, unter welchem der König saß, links einen vergoldeten Sessel für die Königin. Katharina erschien von zwei Bischöfen und einem großen Gefolge ihrer Damen begleitet. Sie verbeugte sich demütig, aber mit Würde vor dem Legaten und sprach dann mit klarer Stimme ihre Absicht aus, an den Papst zur Entscheidung ihrer Sache zu appellieren.

Der König erhob sich hierauf und hielt eine lange Rede, in welcher er vom Schmerz sprach, der ihn bei der Notwendigkeit dieser Untersuchung erfülle, und dass er sich von einer so vortrefflichen Gattin trennen müsse, um sein Gewissen zu beruhigen.

Als er schwieg, erklärten die Kardinäle, dass die Königin kein Recht habe, nach Rom zu appellieren, worauf sich Katharina erhob und, nachdem sie sich bekreuzigt hatte, auf den König zuging und diesem zu Füßen fiel.

»Mein hoher Herr«, sprach sie bebend, »ich beschwöre Euch um der Liebe willen, welche zwischen uns geherrscht hat, lasst mir Gerechtigkeit widerfahren, habt Mitleid mit mir, denn ich bin eine verlassene Fremde in diesem Land, ich habe keinen unparteiischen Rat - ich flüchte zu Euch als zu dem Haupt dieses Reiches. Oh, worin kann ich Euch beleidigt haben? Ich rufe Gott

und die ganze Welt zum Zeugen an, dass ich Euch stets ein treu liebendes und demütig ergebenes Weib gewesen bin, und ich liebe alle, die Ihr liebt, obwohl sie meine Feinde sind. Seit zwanzig Jahren bin ich Eure Gattin, und ich habe Euch Kinder geboren, obwohl es Gott gefallen hat, meinen Knaben hinweg zu nehmen.

Es war nicht meine Schuld. Habe ich irgendetwas getan, was unehrenhaft ist, dann lasst mich mit Scham und Schande ziehen, aber wenn nicht, beschwöre ich Euch, lasst mich in meiner geziemenden Ehre. Unsere Ehe ward nicht nur von unserem Vater, auch vom Heiligen Stuhl genehmigt - woher ist Euer Gewissen denn beunruhigt? Ihr zwingt mich, heute vor einem Gericht zu erscheinen, wo ich keine Gerechtigkeit erwarten darf, denn meine Richter wagen es nicht, unparteiisch zu verfahren. Daher stehe ich Euch an aus Liebe um Gottes willen, dass Ihr mich mit einem Urteil dieses Gerichts verschont, bis ich den Rat meiner Freunde in Spanien vernommen habe. Wollt Ihr mir diese Gnade nicht gönnen, dann beuge ich mich Eurem Willen und übergebe meine Sache dem gerechten himmlischen Richter!«²⁶

Bei diesen letzten Worten verbeugte sie sich nochmals vor dem König und verließ den Saal. Man rief sie nochmals zurück.

»Lasst sie rufen,« sagte Katharina zu dem Herrn, auf dessen Arm sie sich stützte, »ich gehe nicht zurück. Es ist das erste Mal in meiner Ehe, dass ich dem Willen meines Gatten widerstehe. Ich werde die erste Gelegenheit ergreifen, ihn um Verzeihung zu bitten.«

Heinrich, dem der Eindruck nicht entging, den Katharinas rührende Anrede bei allen Anwesenden hervorgebracht hatte, fand für gut, abermals seinen Schmerz über den Verlust einer

²⁶ Katharinas eigene Worte

solchen Gattin zu erwähnen. Dann entließ er mit mühsam unterdrücktem Zorn die Versammlung. Katharina blieb standhaft. Die Appellation an den Papst, von ihrer eigenen Hand unterzeichnet, wurde aufgesetzt und befördert, während die Königin ihren Freunden in Spanien meldete, dass sie nie freiwillig ihre Tochter als unehelich geboren erklären, sondern lieber sterben werde.

Wolsey und Campeggio befanden sich in großer Verlegenheit, denn sie wussten, dass von Juli bis Oktober die Gerichtshöfe in Rom geschlossen waren, und dass der Papst, im Unfrieden mit dem deutschen Kaiser, wenig Luft habe, dessen Zorn auf sich herabzubeschwören, indem er in die Scheidung willige. Auf Heinrichs Wunsch suchten die Kardinäle nach einigen Tagen die Königin in ihrem Palast auf, mit dem Auftrag, dieselbe zu überreden, in ein Kloster zu treten.

Katharina empfing sie, umgeben von ihren Kammerfrauen, welche mit Stickereien beschäftigt waren.

»Gefällt es Eurer Hoheit, uns ohne Zeugen zu hören,« sagte Wolsey.

»Lord Kardinal«, antwortete Katharina, »was Ihr zu sagen habt, kann vor diesen Leuten gesagt werden, denn ich habe nichts getan, um mich vor Euch zu fürchten, und wünsche, dass die ganze Welt Euer Tun und Reden vernehme. Sprecht daher klar, aber in englischer Sprache, bitte ich«, unterbrach sie Wolsey, welcher lateinisch anfang. »Gott sei Dank, ich verstehe diese Landessprache, obwohl ich auch etwas Latein kenne.«

Wolsey räusperte sich und sagte in sichtbarer Verwirrung: »Seine Majestät bieten Euch alles an, was er an Reichtümern oder Ehren Euch geben kann, und verspricht Euch, die Prinzessin Mary als zweite Nachfolgerin des Thrones nach dem ersten Kind einer zweiten Ehe anzuerkennen, wenn Ihr in eine Schei-

dung willigt.«

»Lord Kardinal«, entgegnete Katharina, »über eine so ernste Sache vermag ich nicht ohne Rat zu beschließen, aber in England besitze ich diesen Rat nicht. Wollt Ihr mir folgen.«

Bei diesen Worten trat sie in ihre kleine Kapelle, wo beide Kardinäle einige Zeit mit ihr allein blieben.

Als jene das Gemach verließen und Wolseys Palast erreichten, warf Wolsey zornig den Kardinalshut auf den Tisch und drückte beide Hände auf die Stirn.

»Mein Bruder«, sagte Campeggio, »ich lese in Eurem Herzen: Die Unschuld hat gesiegt. Ihr bereut es tief und schmerzlich, diesen Sturm erregt zu haben.«

»Ich tue es«, sagte Wolsey, auf die Knie sinkend, »und bitte Gott, mir zu verzeihen, dass mich Hass gegen die edle Königin und ihren Neffen, den Kaiser, zu dem Schritt trieben.«

»Es ist noch nicht zu spät, vielleicht kann Heinrich noch durch Euren Einfluss bewogen werden, sich mit seiner Gattin wieder auszusöhnen. Es handelt sich nur darum, Zeit zu gewinnen. Heinrichs Leidenschaft für die verfluchte Ketzerei wird verrauhen.«

»Aber er dringt darauf, dass wir entscheiden«, sagte Wolsey, sich erhebend, mit ängstlicher Miene.

»Wir bleiben dabei, dass uns ein Endurteil nicht zukomme«, erwiderte Campeggio. Katharina hat sich auf den Papst berufen, und nur sein Urteil kann sie scheiden. Verlasst Euch auf mich. Ich werde Mittel finden, diese Entscheidung in die Länge zu ziehen. Gebt mir jedoch, ehe ich scheide, die Versicherung, dass Ihr Euch nicht von Heinrich bewegen lasst, von Eurem Entschluss zu weichen, vor allem ihm nicht die Hand zu einer zweiten Verbindung reicht.«

»Ich gelobe es feierlich«, antwortete Wolsey. »Leider hatte ich

einst gewünscht, meinem Gebieter mit der edlen Schwester Franz' I. zu vermählen, um ein festes Bündnis zwischen beiden Reichen zu gründen.«

»Wie weit sind die Verhandlungen gediehen?«

»Sie sind abgebrochen. Margarethe von Valois hat erklärt, sie wolle nicht das Herz der edlen Katharina brechen.«²⁷

»Gut«, entgegnete Campeggio erheitert. »Und wie steht Ihr mit der Buhlerin des Königs?«

»Aufs Freundlichste. Während meiner letzten Krankheit schrieb sie mir äußerst artig. Ich glaube, dass man ihr Unrecht tut, dass sie ein tugendhaftes Wesen ist.«

»Wird sich zeigen, wie lange die Festung die Belagerung aushält«, antwortete spöttisch Campeggio. »Sie mag Heinrichs Herz regieren, aber das englische Volk wird nur der edlen Königin und der Prinzessin Mary, dem holden Mägdlein, Sympathie erweisen. Nun aber lasst uns in den Rat und diesem ankündigen, dass vorläufig weitere Sitzungen in dieser Sache bis Oktober nicht stattfinden.«

»Es wird eine stürmische Opposition geben«, sagte Wolsey, »denn der König hat viele Anhänger, und die Ehe mit dem Weib des Bruders ist im Grunde von allen als ungültig betrachtet. Nur die große Popularität des königlichen Paares hat diesen Umstand ausgeglichen.«

»Aber der Papst hat sie vom kanonischen Gesetz entbunden - und selbst der sächsische Ketzer²⁸ hat erklärt, er wolle lieber dem König von England zwei Weiber erlauben, als eine Scheidung von Katharina. Ich sehe mit Bedauern, dass diese ketzerische Reformation immer mehr auch hier im Land Grund fasst,

²⁷ Geschichtlich

²⁸ Luther

trotzdem der König zufolge seiner geistreichen Verteidigung der Sache der Kirche den Titel *Beschützer des Glaubens* führt. An Euch ist es, Kardinal, mit Gewalt das Unkraut auszureißen, wenn Ihr noch Hoffnung hegen wollt, einst den päpstlichen Stuhl einzunehmen.«

Wolsey nickte stumm mit dem Haupt. Er sah überrascht, dass das, was er ein tiefes Geheimnis wähnte, das Versprechen Kaiser Karls, ihm zu dieser Würde zu verhelfen, seinem geistlichen Bruder bekannt war.

Annes heimliche Verlobung mit dem König.

Heinrich zitterte vor Zorn, als er die Nachricht vom Aufschub erfuhr, und gelobte in seinem Herzen, diese List dem Kardinal Wolsey nie zu verzeihen. Mit Eifer schürten des Letzteren Feinde des Königs Unzufriedenheit, denn der Kardinal hatte nicht nur durch seinen Übermut den Adel aufs Tiefste verletzt, sondern noch mehr durch seine Ausschweifung und sein Benehmen gegen die Königin sich den Hass des Volkes zugezogen. Aber Heinrich wusste zu gut, dass er der kräftigen Hilfe Wolseys in seiner Sache bedurfte, um diesen so rasch von sich zu stoßen. Er verbarg daher seine Empfindlichkeit und gab sich die Miene, in Ergebung die Verzögerung zu ertragen. Noch spät eines Abends ließ er jedoch den Grafen von Wiltshire, Annes Vater, zu sich entbieten. Als dieser, im hohen Grade verwundert, ins königliche Gemach trat, ging der König ihm mit den Worten entgegen: »Was für Nachrichten ans Never?«

»Majestät, die besten«, war die Antwort. »Aber Anne verharret darauf, in Never zu verbleiben, trotz meiner inständigen Bitten, dass sie ihre frühere Stelle bei der Königin wieder einnehmen möge.«

»Majestät müssen es ihr zu gut halten«, sagte der Graf. »Es gilt dem reinen Namen meiner Tochter, der Ehre meines Hauses. Die Auszeichnungen Ihrer Majestät sind zu wohl bekannt, als dass sie nicht leicht Verleumdung erregen könnten.«

»Graf«, sagte der König hastig, aber mit finsterer Stimme, »meine Absichten mit dem Mädchen sind ehrlich. Ich bin noch nicht frei, meine Hände sind mir gebunden. Diejenigen Männer, von denen ich Rat und Hilfe erwartet hatte, verlassen mich.

Aber so wahr ich König von England bin, sie sollen mich nicht von Anne trennen - weder Papst noch Kaiser. Es ist mein Wille, dass Ihr noch heute Nacht nach Never aufbrecht und Anne meinen Besuch meldet.«

»Majestät!«, bat der alte Edelmann.

»Nichts da!«, fiel ihm Heinrich heftig ins Wort. »Euer Zweifel an meiner Ehre soll schwinden und auch Anne mir vertrauen. Hier verpfände ich Euch feierlich mein königliches Wort, dass Eure Tochter Königin von England an dem Tag sein soll, wo meine Scheidung ausgesprochen wird. Versteht Ihr mich? Nun werdet Ihr mir wohl gestatten, meine Braut zu sehen, sei es auch vor der Hand nur insgeheim. Brecht also auf, Graf, und überbringt Eurer holden Tochter diesen Ring, den sie zum Andenken meiner königlichen Huld tragen möge. Übermorgen erwartet mich!«

Er winkte mit der Hand zum Abschied. Stumm, betroffen, verwirrt von dem unerhörten Glück verließ der Graf das Schloss. Noch ehe der Tag graute, befand er sich auf dem Wege nach Never.

»Der Würfel ist gefallen!«, sagte Heinrich zu sich selbst, unruhig auf und ab gehend. »Mein Wort verpfändet - ich kann nicht mehr zurück. Vorwärts denn, ohne Schrecken und Furcht! An der Seite dieses holden Engels, umgeben von einer herrlichen Familie, werde ich neues Lebensglück genießen. Wolsey wird zürnen, der Kaiser mich mit Waffen bedrohen, der Papst eine Exkommunikationsbulle gegen mich schleudern. Was tut es? Annes Besitz wird mich für alles entschädigen.«

Plötzlich aber verschwand der frohe Ausdruck aus Heinrichs Antlitz. Inmitten dieses Jubels stieg ein Phantom herauf, bei dessen Anblick er erblasste. Es war das Bild seiner einst so geliebten, ja vergötterten Gemahlin, der nun so tief gekränkten,

leidenden Katharina. Der König seufzte mehrmals schwer auf, in seiner kräftigen Brust wogte es stürmisch, denn die Erinnerung an seine Jugendliebe, an ihre unerschütterliche Treue drohte ihn zu überwältigen. Fast hatte er Anne in diesem Augenblick vergessen. Aber nicht lange dauerte der Kampf. Der gute Engel Heinrichs floh von dieser Stunde an aus seiner Seele und machte den Dämonen der Lust, der Rachgier, der Habsucht Platz.

Schöner und glänzender war Anne nie erschienen, als an dem Tag, wo sie vom königlichen Bewerber in Gegenwart ihrer Eltern den Verlobungskuss empfing. Sie hatte einen äußerst geschmackvollen Anzug gewählt, in ihr dunkles Haar und um den stolzen Nacken die Perlen geschlungen, welche er ihr verehrt hatte. Ein reizendes Lächeln befriedigten Stolzes und erkünstelter Zärtlichkeit spielte um den seinen Mund, während ihre Gestalt an Würde einer Königin glich.

»O, wie freue ich mich, wenn ich die Krone Englands auf dieses schöne Haupt sehen darf«, sagte der entzückte Monarch, als sie ihm beim Abschied auf seine Bitte durch den schönen alten Park zu Never begleitete. »Wie lang wird mir die Zeit erscheinen, bis ich dich, mein Liebling, mein nennen, dich als meine Gattin begrüßen darf.« Er legte dann den Arm um ihre feine Taille und stieg die kleine Anhöhe mit ihr hinauf.

»Könnt Ihr Euch fest auf Wolseys Treue verlassen, Majestät?«, fragte Anne nach einer Pause. »Glaubt Ihr, dass es noch lange währen wird, bis Ihr frei werdet?«

»Ich baue auf ihn, wie auf meine eigene Seele, mein geliebtes Herz«, antwortete Heinrich. »Und doch habe ich schon gehört, dass er neuerdings die Partei der Königin zu nehmen scheint«, erwiderte Anne gleichgültig. »Er steht unter dem Einfluss Campeggios, der ein treuer Diener Roms und Kaiser Karls ist.«

»So liebst du ihn nicht?«, fragte Heinrich.

»Nicht sehr, Majestät, weil er einen unermesslichen Reichtum auf Kosten edler Opfer gesammelt und den Namen meines teuren Königs zu mancher ungerechten Handlung missbraucht hat. Doch verzeiht, hoher Herr«, fügte sie schmeichelnd hinzu, als sie die Wolke bemerkte, welche bei ihren Worten die Stirn Heinrichs überzog, »dass ich mich erkühnte, so von einem Mann zu reden, den Ihr achtet.«

»Auch ich habe Grund, ihm zu misstrauen, mein süßes Lieb«, entgegnete Heinrich, »und was du über seine Reichtümer sagst, ist wahr – allein er kann mir und dir noch nützlich sein. Daher hüte dich, ihm Abneigung zu zeigen. Versuche im Gegenteil ihn zu gewinnen, bis dieser leidige Prozess beendet sein wird.«

Anne küsste ihm demütig die Hand. Sie hatten die Anhöhe erreicht und standen unter der alten hohen Eiche, wo sie einst vor Jahren von Wyatt Abschied genommen hatte. Weiter zu gehen verbot der Anstand.

»Dies ist ein prächtiges Plätzchen zu einem Rendezvous«, sagte Heinrich. »Ich kann leicht hierher reiten und dich sehen, ohne im Schloss zu erscheinen. Versprich mir, dich hier einzufinden, wenn ich dich bitte.«

»Ich habe kein Recht mehr, es Euch abzuschlagen«, sagte Anne. »Ihr werdet mich in allem, was der Tugend nicht widerstrebt, Eure gehorsame Dienerin finden.«

»Und sobald ich eine passende Wohnung für dich habe, kommst du nach London?«

Anne nickte bejahend, worauf Heinrich sie nochmals umarmte und dann vollends bis ans Ende des Parks schritt, wo sein Diener mit den Pferden wartete. Anne stand noch eine Weile auf der Anhöhe und lauschte dem Schall der sich entfernenden Hufe, dann zuckte sie hastig zusammen und hob die Hand em-

por, an welcher der kostbare Reif mit dem funkelnden Diamanten glänzte.

Es war eine helle, klare Mondnacht. Die weichen Strahlen fielen kosend auf den glitzernden Stein und das Bild des Königs im Armband. Plötzlich wich die Farbe aus Annes Wangen. Die Pupillen ihrer großen dunklen Augen schienen sich zu erweitern und starrten wirr in die Entfernung, wie nach einem grässlichen Bild.

Da schlich leise aus dem Gebüsch ein brauner Zigeunerbursche und näherte sich ihr demütig kriechend.

»My lady, lasst den Abendstern Euch Eure Zukunft sagen«, bat er nach einer Weile, als Anne, regungslos, ihn nicht zu beachten schien.

Beim Klang der Stimme fuhr sie zusammen und blickte erschrocken um sich.

»Schöne Lady nichts zu fürchten haben«, sagte der junge Zigeuner, »aber wollt Ihr mir Eure Hand reichen, damit ich Euch die Zukunft sage?«

»Die Zukunft?«, sagte Anne feurig, »ich glaube, ich kenne sie, ich habe einen bangen Traum gehabt. Doch da! Lasst mich hören, was Ihr wisst!«

»Legt Gold oder Silber in die Hand«, sagte lächelnd der verschmitzte Bursche.

Anne zog ein Silberstück aus der kleinen gestickten Geldtasche, die ihr vom Gürtel hing, und reichte es ihm.

Der Zigeuner fasste ihre Hand, sprach einige unverständliche Worte darüber und betrachtete sie aufmerksam.

»Nun«, drängte Anne ungeduldig, »beeilt Euch, ich muss ins Schloss.«

»Ihr habt einen König zum Lieb, Lady«, sagte der Bursche »und werdet eine Krone tragen.«

»Ah, so wird es wahr!«, rief Anne aus.

»So wahr jener Mond über die Erde scheint, schöne Lady, ein König und ein Königreich werden Euch zu Füßen liegen. Aber hütet Euch vor einem blonden Mädchen!«

»Als Braut oder als Gattin?«, fragte Anne mit einem Beben, als sie Heinrichs unsteten Charakters gedachte.

»Als Gattin«, war die Antwort, indem er sich abermals über die Hand bückte. »Ha! Bei allen Heiligen, Lady, fragt mich nicht weiter!«

»Doch, doch - weiter!«

»Es kann nicht sein!«

»Ich befehle es Euch!«

»Euer Vater hat mir Obdach und Speise gereicht, Lady, fragt mich nicht, um Eurer eigenen Ruhe willen!«

Anne riss heftig einen Brillantknopf von ihrem Gürtel und hielt ihn dem Zigeuner hin. »Das ist Euer, wenn Ihr mir mehr sagt.«

Der Zigeuner schien lebhaft mit sich zu kämpfen, denn seine dunklen Augen hafteten bald auf dem Diamanten, bald auf Annes bleichem Antlitz. Endlich siegte die Habsucht.

»Der Ring zerspringt ... die Krone sitzt auf den blonden Haaren ... und Euch droht ... ein blutiger Tod.«

Entsetzt prallte Anne von ihm zurück. »Ihr seid rasend«, sprach sie, »geht!«

»Der braune Mann verlässt Never auf immer, Lady. Dieser Juwel bringt mich in ein warmes, schönes Land, wo braunes Weib meiner harret. Aber hört meine Bitte an, Lady: Bleibt von London weg! Man meint es dort nicht gut mit Euch. Ihr werdet bittere Leiden kosten.«

»Und wenn dem auch so wäre«, murmelte Anne, »ich kann nicht mehr zurück. Mein Schicksal reißt mich im Strom mit sich

fort! Halt! Sage mir nur dies eine. Ich habe einen Feind, der mich tief gekränkt hat. Er steht hoch in königlicher Gunst. Ich will mich an ihm rächen. Wird es mir gelingen?«

»Er wird fallen, Lady, aber sein Fall geht dem Euren voran. O, hütet Euch, bleibt von London fern!«

Anne bedeutete ihm mit der Hand, sie zu verlassen, und der Zigeuner verschwand im Gebüsch.

»Ah, Wolsey!«, sagte Anne leise, indem sie langsam den Weg zum Schloss einschlug, »deine Stunde wird kommen, in der du bitter für mein zerstörtes Liebesglück büßen sollst! Wie die Schlange unter den Rosen ihre Beute einschläfert, ehe sie dieselbe zermalmt, so will ich unbemerkt, aber sicher dich von deiner Höhe stürzen! Bettelarm sollst du im Staub liegen, und müsstest du den anderen Tag selbst aufs Schafott steigen! Ha! Wie er schäumen und bellen wird, des Fleischers Sohn, wenn er erfährt, dass er die arme Katharina verstoßen hat, um mich, die Ketzerin, an ihre Stelle zu sehen!«

»Wie du aussiehst, Anne«, rief erschrocken Lady Boleyn, als diese heftig erregt in den Saal trat, »fehlt dir etwas?«

»Nichts, liebe Mutter, ich bin etwas zu schnell gegangen, und dann mein unerwartet großes Glück! Ich will mich zurückziehen, dann wird es besser mit mir werden.«

Sie verließ bei diesen Worten das Gemach, um ihr eigenes aufzusuchen, wo sie ungestört über die Wichtigkeit des Tages nachdenken konnte. Als sie wieder bei den Eltern erschien, war jede Spur von Aufregung verschwunden.

18.

*Reginald Pole. Prinzessin Mary. Anne in Suffolk House.
Campeggios Abschied. Demütigung Wolseys.
Entwendung der königlichen Korrespondenz.*

Während König Heinrich im Anblick seiner schönen Braut schwelgte, saß die Königin Katharina in ihrem Kabinett. Vor ihr kniete ein schöner junger Ritter, der ihre weißen Hände mit Küssen bedeckte. Neben ihr saß ihre vierzehnjährige Tochter Mary, die ihren Tränen freien Lauf ließ. An der Tür stand ihre treue Freundin Lady Elvira Marie Willoughby, ihre schöne Gestalt in die schwarzen Witwenkleider gehüllt und die weichen schwarzen Haare mit dem spanischen Trauerschleier bedeckt. Reginald Pole war ein Nachkomme des unglücklichen Herzogs von Clarence, dessen ungerechten Tod Katharina tief bedauerte. Seine Mutter war die Amme der Prinzessin Mary gewesen. Er selbst hatte von Kindheit auf sich der besonderen Liebe der Königin erfreut. Seine Schönheit, sein hoher sittlicher Charakter, seine reichen Talente, namentlich aber seine unerschütterliche Ergebenheit an die edle Frau, hatten in dieser, nachdem die Verlobung zwischen dem Kaiser Karl und Mary aufgehoben wurde, den Wunsch erregt, dass er einst der Gemahl der Letzteren werden möge. Heinrich, welcher nie auf einen männlichen Erben für seinen Thron verzichtete, hatte sich anfangs diesem Plan nicht abgeneigt gezeigt. Als aber der feurige Jüngling es wagte, dem Tyrannen ernstliche Vorstellungen über die nachgesuchte Scheidung zu machen, verbot ihm Heinrich den Hof. Damit jedoch nicht zufrieden, hatte er vor seiner Abreise nach Never den Befehl erteilt, Reginald in aller Stille aufzuheben und als Majestätsverbrecher in den Tower zu bringen. Re-

ginald besaß jedoch treue Freunde, welche den bedrohten Jüngling noch zur rechten Zeit warnten. Katharina selbst ließ ihn flehentlich bitten, sich durch Flucht zu retten. Aber noch einmal eilte er, seine Beschützerin und seine junge Geliebte zu sehen und ihren frommen Segen sich zu erbitten.

»Jetzt geht, mein Liebling«, sagte die hohe Frau, indem sie mit mütterlicher Liebe seine dunklen Locken von der Stirn strich und einen warmen Kuss auf dieselbe hauchte. »Geht, und mögen die Heiligen Euer teures Leben um meinet- und des Mägdleins willen beschirmen. Ihr werdet Seine Heiligkeit sprechen. Sagt ihm, dass ich ihn beschwöre, sich unserer zu erbarmen und die Schmach vom Haupt meines Kindes abzuwenden. Und sagt meinem geliebten Neffen, dem Kaiser, dass ich ihm das Wohl desselben ans Herz lege, dass er es auch ferner als treuer Freund beschützen möge. Komm, Mary, nimm Abschied von ihm, hoffentlich nicht auf immer. Weine nicht, mein Kind, es werden bessere, glücklichere Zeiten für dich anbrechen.«

Mary stand auf und reichte dem Pflegebruder die zitternde Hand, dann schlang sie, bitterlich weinend, ihre Arme um seine Nacken.

Reginald drückte die zarte Gestalt an seine Brust und sagte:

»Geliebte Hoheit, ich schwöre Euch, nie Eurer zu vergessen. Mag auch das Schicksal uns im Leben trennen, was Gott verhüte, so bewahre ich Euch die Treue bis zu meinem letzten Lebenshauch!«

»So lege ich denn heute Eure Hände in einander zum heiligen Bund«, sagte Katharina, sich erhebend, mit feierlicher Stimme. »Sollte ich die Stunde nicht mehr erleben, in der Ihr Euch wiederfindet, so gedenkt meiner und glaubt, dass ich segnend auf Euch von den seligen Höhen herabblicke! Lebt wohl, mein Sohn, Gott geleite Euch!«

»Fort, fort!«, rief einer von Katharinas vertrauten Edelleuten, unangemeldet ins Gemach tretend. »Kein Augenblick ist zu verlieren! Soeben hat sich eine bewaffnete Schar in Eure Wohnung begeben! Ihr dürft nicht mehr in die Stadt zurückkehren. Besteigt die harrende Barke an der hinteren Treppe und fahrt die Themse hinab bis nach Greenwich, wo Ihr einen Kauffahrer trefft, der nach Antwerpen segelt.«

Reginald raffte sein Federbaret vom Boden auf, in welches die geheimen Depeschen eingenäht waren, welche die Königin für den Kaiser und den Papst in aller Eile geschrieben hatte, küsste noch einmal beiden Frauen die Hand und verschwand. Mary stürzte sich weinend in die Arme ihrer tief bekümmerten Mutter.

»Wir beide verlieren heute unseren treuesten Freund«, sprach diese bebend, »aber vergiss nicht, dass einer droben thront, der über ihn und uns Wache hält. Nimm dich zusammen, mein Kind, dass du dich und mich nicht den Späherblicken verrätst oder durch deinen Schmerz deinen Vater noch mehr gegen uns entflammst. Geh in dein Zimmer und bete für uns alle!«

Mary gehorchte, und Katharina ließ sich von Elvira auf ihr Ruhebett legen. »Ach, dass das holde Mädchen schon solchen tiefen Schmerz erfahren muss!«, sagte Letztere.

»Nur durch das Feuer wird das Gold geläutert«, war die sanfte Erwiderung, »und meine Tochter weiß, wo sie Trost suchen und finden wird. Der König ist also auf die Jagd, sagtet Ihr, und ohne sich von mir zu verabschieden! Ach! Es gab eine Zeit, wo er nicht ohne meinen Kuss und Segen fortgegangen wäre.«

»Seine Reise sollte ein Geheimnis bleiben, Hoheit, aber man munkelt davon, dass er nur in Begleitung des Grafen von Wilts-hire und eines Kammerherrn fort ist.«

»Ach!«, sagte Katharina zuckend, »ich ahne es, wohin er ge-

gangen ist. Entferne die Lampe, meine Getreue, lass mich ein wenig ruhen.«

Lady Willoughby tat wie ihr befohlen war, stand aber nach kurzer Zeit wieder auf, denn sie hatte ein leises Husten vor dem Türvorhang vernommen.

»Hoheit«, flüsterte sie dann über die Ruhende gebeugt, »er ist gerettet! Das Boot eilt pfeilschnell im Strom dahin, und die Flut trägt es in kurzer Zeit nach Greenwich.«

»Gelobt sei Gott!«, rief die Königin, »meldet meiner Tochter die gute Botschaft.«

»Reginald entflohen!«, rief zornig König Heinrich, als er am folgenden Morgen von den bestürzten Untergebenen die Nachricht erhielt. »Verwünscht! Er wird den Kaiser aufbringen, den Papst gegen mich aufhetzen! Dahinter steckt Katharina«, murmelte er dumpf zwischen den Zähnen, »oder ich will nicht Heinrich heißen. Ruft den Kardinal zu mir!«, befahl er hierauf mit strenger Miene.

Wolsey war auf einen gewaltigen Sturm gefasst, als er sich zum Palast rudern ließ. Gegen sein Erwarten jedoch empfing ihn der König äußerst huldvoll, erwähnte Reginalds Flucht nicht, brachte die Rede auf sein beständiges Thema und ob Campeggio sich nicht bewegen lasse, die Sitzung wegen der Scheidung früher als im Oktober zu eröffnen.

»Majestät, er ist schwer erkrankt«, sagte Wolsey demütig, »er liegt an der Gicht darnieder. Aber eine andere wichtige Nachricht habe ich Eurer Majestät zu bringen. Hier, diese Depeschen sind in der Nacht von Rom angekommen.«

Heinrich griff hastig nach dem großen Brief und zerschnitt rasch die seidene Schnur. Seine Augen sprühten Flammenblitze, als er den kurzen Inhalt durchlas. Wolsey erbleichte, er ahnte schon denselben. Mit wilder Wut schleuderte Heinrich den

Brief auf die Erde und drückte den Fuß darauf.

»Nach Rom sollen wir beide, in Person vor dem päpstlichen Richterstuhl erscheinen!«, knirschte er. »Nie und nimmermehr!«²⁹

»Daran seid Ihr allein schuld, Mann!«, wandte er sich zornig gegen den Kardinal, indem er drohend die Hand gegen ihn erhob. »Warum habt Ihr Katharinas Bitte befördert? Warum verbindet Ihr Euch mit meinen Feinden?«

»Majestät«, sagte Wolsey, vor dem Erzürnten niederfallend, »an dieser Entscheidung des Papstes trägt nur der Kaiser die Schuld. Er hat sich mit seiner Heiligkeit ausgesöhnt und sein Gold das Konklave gewonnen. Es wäre nicht geraten gewesen, der Königin Gesuch nicht zu befördern, denn Majestät kennen die Stimme der Nation, und den großen Anhang, den die Königin unter dem Adel hat. Ihr seht jetzt, warum ich so dringend ein Bündnis mit Frankreich wünschte.«

»Ich bin dem nicht abgeneigt«, gab Heinrich ruhiger zur Antwort und bedeutete den Günstling aufzustehen; »aber nicht zu einer Vermählung kann dies angewandt werden. Besinnt Euch auf andere Mittel.«

»Aber wenn die Scheidung endlich ausgesprochen wird und Majestät einen Thronerben wünscht «

Heinrich lächelte pffiffig. »Nun, für den Fall wäre die Gattin bereits gefunden. Ich habe meine Treue gestern feierlich verpfändet, aber nicht an eine Prinzessin, sondern an das Mädchen, das mich allein glücklich machen wird.«

»Majestät belieben mit mir Scherz zu treiben!«, stammelte Wolsey betroffen.

»Keineswegs, Kardinal! Ich habe Euch nur überlistet. Ihr

²⁹ Geschichtlich

rühmt Euch, alles zu wissen, was im Königreich vorgeht, und doch ist Anne Boleyn meine Braut geworden ohne Euer Wissen.«

Wolsey sank wie vom Blitz getroffen in die Knie. »Um Gottes und aller Heiligen willen, Majestät, es kann nicht Euer Ernst sein! Diese Schmach werdet Ihr nimmermehr Eurem königlichen Haus zufügen.«

Der König runzelte finster die Stirn. »Das Weib, das ich wähle, wird meinem Haus Ehre machen!«, sagte er kurz. »Sprecht nicht mehr davon. Ihr kennt meinen Willen und werdet als treuer Untertan danach handeln.«

Aber Wolsey war entschlossen, diesmal dem königlichen Zorn zu trotzen. Flehentlich beschwor er Heinrich, von dem Vorsatz abzulassen, und zeigte ihm in den lebendigsten Farben die Folgen einer solchen Missheirat.

Heinrich hörte ihn ruhig an, dann sagte er mit der gewinnenden Leutseligkeit, die ihm stets zu Gebote stand, wo er überreden wollte: »Kardinal, diese Sache ist und bleibt ein tiefes Geheimnis unter uns, bis ich frei bin, Anne auf den Thron zu erheben. Ihr seid mein treuer Freund gewesen, und nur mein einziger Vertrauter in einer Sache, die mit meinem Leben zusammenhängt. Wollt Ihr mich verraten oder wie es einem treuen Untertan geziemt, mir förderlich sein, um mein Ziel zu erreichen? Wollt Ihr mir und Anne die Freude gönnen, dass wir Euch unser Glück zu verdanken haben?«

Der König hatte Wolsey bei seiner schwachen Seite, bei seiner Liebe zu ihm angefasst. Wohl schwebte ihm sein Versprechen gegen Campeggio vor, allein er vermochte es nicht, dem Gebieter zu widerstehen, da er aus dessen Benehmen wohl erkannte, dass sein Entschluss unwiderruflich sei.

Es galt auch hier, durch geschmeidiges Nachgeben seine eige-

ne Würde zu bewahren; denn so fest er auch in Heinrichs Gunst stand, wusste er wohl, dass Annes Einfluss, wenigstens für jetzt, überwiegend sein würde. Sein Entschluss war bald gefasst. Er küsste demütig die königliche Hand und gelobte, sich für das erwiesene Zutrauen dankbar zu erweisen. Heinrich nickte ihm zufrieden und wohlgefällig zu, dann erteilte er ihm die Weisung, Campeggio mit seiner abschlägigen Antwort an den Papst abzuschicken.

»Noch eins«, fügte er hinzu. »Anne wird in Bälde nach London ziehen, angeblich noch als Ehrendame der Königin, allein es ist unser Wunsch, dass sie eine Stellung einnehme, die ihrem künftigen Rang entspreche. Suche nur für sie eine passende Wohnung.«

Der Kardinal sann einige Augenblicke nach, dann sagte er zögernd: »Ihr Vater besitzt schon das schöne Durhamhouse.«

»Ich weiß es, aber auch Anne soll ihre unabhängige Wohnung haben, deren Kosten wir selbst aus unserer königlichen Kasse bestreiten werden.«

»Dann gäbe es noch Suffolhouse, Majestät, herrlich gelegen am Ufer der Themse³⁰ und dazu in geringer Entfernung von Westminster.«

»Prächtig, Kardinal!«, rief Heinrich erfreut aus und schlug seinem Günstling vertraulich auf die Schulter. »Ihr seid ein treulicher Rat. Und wollt Ihr mir ferner Eure Ergebenheit beweisen, so tretet Ihr mir auf eine Zeitlang Eure Wohnung Yorkhouse³¹ ab. Sie stößt hart an Suffolhouse, und ich kann, unentdeckt von Katharinas oder des Papstes Spionen, mich an dem Anblick meiner holden Braut weiden, so oft es ihre jungfräuliche Tu-

³⁰ Im »Strand«

³¹ Das jetzige Whitehall

gend gestattet.«

Der Kardinal verbeugte sich tief. »Alles, was ich besitze, steht meinem Monarchen zu Diensten. Befehlt Ihr, dass ich Anstalten treffe, Suffolthouse³² würdig einzurichten?«

»Nein«, erwiderte Heinrich schnell, »das würde Euch in Rom zu stark kompromittieren. Die Sorge übernehme ich oder vielmehr ihr Vater. Bei der nächsten Gelegenheit, die sich darbietet, werden wir unserem Lieb einen Titel verleihen, dessen Einkommen sie in den Stand setzen wird, ihren eigenen Hofstaat zu halten. Geht jetzt, verlasst mich, aber wahrt mein Geheimnis, Kardinal, so Euch Euer Kopf lieb ist.«

Wolsey hoffte nun, sich auf immer die königliche Gunst durch seine Ergebenheit errungen zu haben. Getäuscht durch Annes heuchlerische Freundlichkeit, und ihre zarte Sorge für ihn während einer Krankheit, die ihn kurz darauf befiel, tröstete er sich leicht über seinen Wortbruch gegen Campeggio, obwohl er zu gleicher Zeit mit dem päpstlichen Hof im entgegengesetzten Sinn korrespondierte und eifrig die gewünschte Scheidung zu hintertreiben suchte. Er hatte zwar nicht vergessen, dass er einst so störend zwischen Anne und den jungen Percy getreten war; allein er schmeichelte sich mit der Überzeugung, dass das Mädchen ihm wohl den Umstand verzeihen werde, »denn«, sagte er sich, »anstatt eines Herzogs hat sie einen König zum Geliebten erhalten.«

Anne hatte jedoch, wie wir wissen, weder vergessen noch vergeben. Der König unterwarf sich mit blinder Leidenschaft dem Zauber ihrer Anmut und ihres Geistes. Der Ehrgeiz erstickte in ihr jedes bessere Gefühl der Seele. Das Mädchen, welches so

³² Yorkhouse gefiel dem habsüchtigen Heinrich so gut, dass er es dem Eigentümer nie zurückgab.

stolz auf ihre Ehre gewesen war, sie vermochte mit Gleichmut dem Tadel und der Geringschätzung einer ganzen Nation entgegenzutreten, die mit der duldenden, verstoßenen Gattin trauerte. Sie erstickte die warnende Stimme ihres Gewissens mit dem falschen Glanz und der hohlen Rechtfertigung, dass sie des Königs Braut, nicht seine Geliebte sei. Ein Gefühl nur vereinte sie mit dem englischen Adel und dem erzürnten Volk, der gemeinsame Hass gegen Kardinal Wolsey. Leise, aber sicher verfolgte sie ihren fein angelegten Plan, diesen von seiner Höhe zu stürzen. Wolseys nächste Umgebung war an die Favoritin verkauft, seine bisherigen Freunde, noch mehr aber die vom Kardinal unterdrückten und gedemütigten Opfer, leisteten ihr willig die Dienste von Spionen, wodurch sie Schritt für Schritt ihren Feind in seinen eigenen Netzen umgarnen wollte.

Heinrich, obwohl er die Stimmung seines Lieblings gegen den Kirchenfürsten ahnen mochte, war dennoch weit entfernt, die ganze Tiefe ihres Hasses zu kennen. Es lag völlig im schlaunen Geiste Annes, jeden persönlichen Widerwillen vor dem König zu verbergen, diesen glauben zu lassen, dass nur der Eifer für die königliche Ehre sie stets beseele.

Heinrich war nach Grafton gezogen, wo er große Jagden besaß. Anne hatte ihn mit einem glänzenden Gefolge dorthin begleitet, denn trotz ihrer zweideutigen Stellung hatten sich diejenigen vom Adel um sie gedrängt, welche durch ihre Gunst zu steigen oder aus ihrem Wohlgefallen Nutzen zu ziehen hofften und leider fanden. Anne beherrschte ja den Monarchen. Keine Bitte schlug er ihr ab.

Aufs Heftigste erzürnt über die Wendung, welche die Scheidungsfrage genommen hatte, und welche er auf Annes Zuflüsterungen allein Wolsey zuschrieb, hatte er sich geweigert, vor seiner Abreise den Kardinal zu sehen. Campeggio jedoch hatte

den Bescheid erhalten, sich in Grafton vom König vor seiner Abreise nach Italien feierlich zu verabschieden.

Wiederholt hielt nun Wolsey schriftlich um die Gnade an, den Legaten begleiten zu dürfen. Des Königs Zorn legte sich auch rasch nach seiner Entfernung von London. Mitleid mit dem vieljährigen ergebenen Diener stritt mit Annes Vorstellungen.

»Ich kann ihm seine Bitte nicht abschlagen«, sagte er eines Tages zu Anne. »Es wäre eine zu große Beleidigung und dem Papst gegenüber eine zu auffallende Geringschätzung.«

»Majestät mögen wie immer recht haben«, entgegnete Anne äußerlich mit großer Ruhe und Gelassenheit, obwohl es in ihrer Brust heftig wogte und kämpfte.

»So heißest du es gut, wenn ich ihm die erbetene Erlaubnis erteile?«, fragte Heinrich, sichtlich erfreut über ihren Ausspruch.

»Gewiss, Sire«, lautete die Antwort, von dem holdseligsten Lächeln begleitet, »wenn mir auch die Gegenwart seiner Eminenz nicht eben die liebste ist. Ich zürne ihm, weil er seine Macht missbraucht und dem König die Ehre raubt, die meinem und seinem Herrn allein gebührt. Die schweren Abgaben des Volkes wandern in die reich gefüllten Koffer des Priesters, während der König oft aus väterlichem Erbarmen mit seinem Volk sich die größten Opfer auferlegt. Aber Ihr seid blind gegen seine Fehler, Sire, Euer großmütiges, edles Herz deckt seine Sünden mit dem Mantel der Liebe.«

»Nun«, sagte Heinrich, »er mag reich sein, und in der Tat, ich wundere mich manchmal im Stillen über den ungeheuren Aufwand, den er macht. Aber sein Gut ist doch ehrlich erworben, Anne. Bedenkt seine Stellung.«

»Ehrlich erworben!«, wiederholte Anne spöttisch. »Ja, man sieht es, Sire, nicht umsonst steht er auf Seiten des Papstes und

des Kaisers ...«

Heinrich fuhr von seinem vergoldeten Lehnssessel auf, als habe ihn eine Tarantel gestochen. »Wie? Du glaubst, dass ...?«

»Dass er von beiden für seine Bemühungen, uns zu trennen, reichlich belohnt wird«, sagte Anne fest.

»Wenn dem so wäre«, rief Heinrich, und die Adern auf seiner Stirn schwellen mächtig an, ein Zeichen seiner größten Aufregung, »wenn dem so wäre, wenn ich dafür Beweise hätte! Ha! Falscher Priester, das sollte dir nicht ungestraft bleiben.«

»Die Beweise, denke ich, werden Eurer Majestät nicht lange fehlen«, warf Anne triumphierend ein. »Gott schütze meinen teuren König und räche ihn an seinen Feinden.«

»Und an den seinen, meine holde Anne, meine Sonne, mein Lebenslicht«, sagte Heinrich, indem er sie zärtlich umfing und küsste. »Wehe dem, der es wagt, falsch gegen meine künftige Gattin zu handeln! Wehe ihm, und wäre es selbst das geweihte Haupt eines Kardinals!«

»Ach, Sire«, entgegnete Anne und barg ihr reizendes Gesicht an seinem Hals. »Wird die Stunde auch jemals in Wahrheit schlagen, wo ich der hohen Gnade teilhaftig werde, Eure Gattin zu sein?«

»Warum zweifelst du denn?« fragte Heinrich schmeichelnd.

»Die Hindernisse, Sire, die Widersacher!«

»Werden die Liebe nur schärfen und würzen, Schätzchen!«

»Aber wenn es noch lange, lange dauert«, flüsterte Anne zärtlich, »vielleicht noch Jahre, wird da mein König stets die Treue bewahren? Nicht müde werden?«

»Nein, bei meiner Seele Seligkeit!«, beteuerte Heinrich. »Aber keine solche Reden, meine Anne. Weg mit den düsteren Grübeleien, die deine Wangen bleichen! Lass uns froh die Gegenwart genießen, Schätzchen – die Gegenwart nur gehört uns, die Zu-

kunft dem allmächtigen Gölte, dem wir unser königliches Schicksal befehlen. Trockne die Tränen, Holde«, sagte er liebevoll und besorgt, ihr die zarten Wangen küssend. »Du bist in London bleich geworden, Du sollst in der frischen Landluft wieder schöner erblühen, meine kostbare Rose.«

»Sie kann bleicher werden, die Rose, Sire«, entgegnete Anne, »aber sie wird nicht verblühen, denn sie wurzelt in einer guten Erde, in der Liebe meines Königs. Doch horcht! Man bewegt sich auf dem Hof, Majestät. Die Vorbereitungen zur Jagd haben begonnen!«

»Wahr, ich hatte es in deinem süßen Lächeln vergessen«, sagte Heinrich freundlich. »Eilen wir, uns anzukleiden! Es wird einen herrlichen Tag geben, wir werden reich mit Beute heimkehren.«

Anne war eine treffliche Reiterin und eine ebenso leidenschaftliche Jägerin, wie ihr königlicher Verehrer, der nur selten ohne sie dieses Vergnügen genoss. Er hatte immer bedauert, dass Katharina diese englische Liebhaberei nicht mit ihm teilte.

Einige Wochen später langten der päpstliche Legat und Wolsey auf dem Schloss an. Die Edelleute und königlichen Kammerherren empfingen sie und geleiteten den Legaten mit allen Zeichen der Ehre zu den ihm bereiteten Gemächern. Keiner aber schickte sich an, dem vom Pferd gestiegenen, ermüdeten Kardinal die gleiche Ehre zu erweisen. Verwundert blickte er um sich. Der mühsam unterdrückte Ausdruck von hämischer Schadenfreude in den Gesichtern entging ihm nicht. Eine Ahnung durchzuckte ihn, er war in Ungnade beim König, und diesen Empfang, diese Kränkung verdankte er der Intrige Annes. Aber schnell gefasst, wandte er sich mit einem Blick kalter Würde an den Lord Norris, indem er sagte: »Ich bin müde, Mylord, habt die Güte, mich in meine Gemächer zu führen.« Geistesgegenwart und Hoheit imponieren selbst dem erbittertsten Fein-

de.

Eine dunkle Röte der Scham bedeckte Lord Norris' Antlitz, als er zögernd erwiderte:

»Wir bitten um Vergebung, Ehrwürden. Ich wusste nicht, dass auch Ihr erwartet würdet!«

Wolsey warf dem Sprecher einen vorwurfsvollen, scharfen Blick zu, vor dem dieser verlegen die Augen senkte.

»Meine eigenen Gemächer stehen Eurer Ehrwürden zu Gebote«, sagte er mit einer tiefen Verbeugung. »Morgen werde ich mich bemühen, den Fehler wiedergutzumachen.« Bei diesen Worten nahm er ein Licht aus den Händen eines Dieners und schritt dem Kardinal voran, innerlich die Laune Annes verwünschend, welche ihm diese peinliche Aufgabeaufgebürdet hatte.

Wolsey blieb allein in seinem Zimmer. Seine ruhige Fassung schwand; Zorn und gekränkter Hochmut, Hass und Rachsucht gegen die Urheberin dieser Beleidigung tobten in seiner Brust.

Hastig ging er in dem weiten Gemach auf und ab, die Hände krampfhaft wie zum Kampf geballt.

»Ah, falsche, gleißnerische Schlange!«, sprach er dumpf zwischen den Zähnen. »Ich erkenne deinen Biss, du giftige Natter! So dankst du mir meine Güte? Aber warte! Dein Triumph wird kurz sein! Noch bin ich Kardinal in England, noch steht König Heinrichs Ohr den Zuflüsterungen seines Freundes offen! Ich will dir diese Stunde vergelten, Anne, den Weg zum Thron versperren, verfluchte Ketzerin! Wenn erst deine verbuhlte Korrespondenz mit dem König veröffentlicht wird, wenn der Papst und ganz Europa sie hohnlächelnd bespricht – Ah! Wie steht es dann um deinen Tugendschein, du Heuchlerin?«

Am folgenden Morgen fand der großer Empfang im altertümlichen Saal statt. Dicht hinter dem Legaten folgte Wolsey im reichen Gewand, das Haupt stolz und kühn erhoben, das graue

Auge ungetrübt und furchtlos.

Heinrich erhob sich von seinem Sessel und ging dem päpstlichen Gesandten einige Schritte entgegen. Den Kardinal würdigte er keines Blickes.

»Ah, hochehrwürdiger Vater, seid uns in unserem Schloss willkommen!« Darauf nahm er den Legaten bei der Hand und führte ihn ans nahe Fenster, wo er sich mit ihm emsig unterhielt.

Wolseys Gegenwart schien vergessen. Die Hofleute warfen sich bedeutsame, triumphierende Blicke zu, welche deutlich sagten: »Wir haben gesiegt, er ist verloren!«

Aber der Kardinal stand ruhig auf seinem Platz, keine Miene verriet die Qual seines Inneren.

Das Zwiegespräch des Königs mit dem Legaten war beendet. Campeggio verließ den Saal. Da trat Wolsey rasch auf den Monarchen zu und beugte in sichtbarer Bewegung demütig die Knie.

Überrascht blickte Heinrich mit gerunzelter Stirn ihn an. Dann flog plötzlich ein freundliches Lächeln über sein Gesicht. Zur großen Bestürzung aller Anwesenden beugte er sich zu dem Knieenden nieder, ergriff hastig dessen Hände und hob ihn mit den Worten auf: »Seid auch Ihr uns herzlich willkommen, Ehrwürden! Ihr tatet recht, den Gesandten Seiner Heiligkeit hierher zu begleiten, denn es verlangte uns nach Euch. Wir haben viel miteinander zu besprechen.« Er legte hierbei, wie er oft zu tun pflegte, vertraulich seinen Arm in den seines Rates und zog ihn beiseite.

»Bei meiner Treu«, flüsterte Graf Rochdale, »was wird Lady Anne dazu sagen!«

»Sie wird wütend werden«, war die heimliche Antwort. »Ich beneide den Unglücklichen nicht, der der Favoritin diese Botschaft überbringt!«

»Seht nur, wie des Kardinals fahles Gesicht vor Freude strahlt«, flüsterte ein anderer Edelmann dem Nachbar zu. »Und wie der König so eifrig, so zärtlich ihn anschaut. Ja, der sitzt noch fest in der königlichen Gnade, sage ich Euch!«

In der Tat, Heinrichs Wesen schien völlig umgewandelt zu sein. In diesem Augenblick waren Unmut und Misstrauen verschwunden. Nur die Anerkennung seiner treuen Dienste, die eigene vieljährige Anhänglichkeit an den schlaunen Mann sprachen in Heinrichs Seele. Eine volle Stunde währte die Unterhaltung, dann verließen beide Arm in Arm den Saal, um an dem festlichen Bankett teilzunehmen, das dem Legaten zu Ehren bereitet worden war.

Anne schäumte vor innerer Wut, als sie den unverhofften Erfolg des Wiedersehens vernahm. Doch kannte sie zu gut Heinrichs Natur, um ihren Zorn an den Tag zu legen. Geschlagen war sie zwar abermals, aber sie hielt sich noch nicht für überwunden. Sie berief ihre Kammerfrauen und wählte mit großem Fleiß einen ihrer vorteilhaftesten Anzüge. Sie wollte Anmut und Lieblichkeit dem Einfluss des Gegners entgegenstellen.

Mit einem holdseligen, gewinnenden Lächeln empfing sie ihren Geliebten nach dem Mahl.

»Mein Liebchen«, rief Heinrich, sobald die Diener das Gemach verlassen hatten, »meine süße, teure Maid, freue dich mit mir, unsere Sache steht herrlich. Wolsey hat mir die sicherste Hoffnung gegeben, dass der Papst in meine Scheidung einwilligen wird.«

»Und Majestät glauben ihm?«, war die Antwort. »Oh das gutmütige, leichtgläubige Herz meines Königs!«

»Bei meiner Treu, Anne, dieses Mal tust du dem Mann unrecht. Doch die Zukunft wird ihn rechtfertigen, sage ich dir! Du wirst noch seine treueste Freundin werden!«

»Wenn er meines Königs Vertrauen rechtfertigt, dann werde auch ich ihn lieben«, entgegnete sie zärtlich. »Den heutigen Abend aber, Majestät, hoffe ich, widmet Ihr mir, nicht dem ernstesten Politiker.«

»Eifersüchtig, Schätzchen?«, rief der König lachend aus, »eifersüchtig auf den alten treuen Diener?«

»Warum nicht, Sire?«, entgegnete Anne mit einem schmach tenden, koketten Blick ihres dunklen Auges. »Ich will Herrin sein in meines Heinrichs Herzen!«

»Das bist du, wahrlich, du herrschest darin wie ein Tyrann!«, sagte Heinrich lachend.

Die Spieltische wurden gerichtet, eine Leidenschaft, welche bei beiden Verlobten ebenso groß wie die Jagdliebhaberei wurde. Die hohen priesterlichen Gäste wohnten diesem glänzenden Kreis bei und Wolsey wurde von Anne selbst mit meisterhaft geheuchelter Freundlichkeit an den königlichen Tisch gezogen.

Campeggio lehnte still in einem Sessel unweit des Tisches und beobachtete die Spieler.

Alles war in der rosigsten Laune, Annes Witzworte und Scherze belebten die ganze Gesellschaft. Der König schwamm in einem Übermaß von Wonne und Entzücken, selbst Wolsey wurde durch Annes herzliches, achtungsvolles Benehmen an ihr irre.

Man spielte hoch und leidenschaftlich. Der König jedoch, mehr in die glänzenden Augen seiner Braut schauend, als auf die Karten, verlor an diese gegen hundert Kronen, eine für jene Zeit bedeutende Summe.

»Genug für heute«, sagte er nach einigen Stunden, »wir dürfen unsere Gäste nicht zu lange aufhalten, Lady Anne. Die Pflicht gebietet, dass wir uns Eurer holden Gegenwart entziehen. Kommt mit mir, Kardinal, wir müssen vor morgen noch

viel miteinander besprechen.«

Bei diesen Worten ergriff er den Arm des glücklichen Kardinals und verließ mit ihm den Saal.

Eine dunkle Wolke des Unmuts flog über Annes bisher so strahlendes Antlitz, ein Blick voller Rachsucht und Hass folgte den beiden Männern.

Campeggio bemerkte ihn und lächelte still vor sich hin.

»Erlaubt, dass ich mich zurückziehe, edle Lady«, sprach er mit sanfter Stimme und geschmeidiger Wendung. »Ich habe morgen eine lange Reise anzutreten, zu der ich Kräfte bedarf.«

»Lasst Euch durch uns nicht der Ruhe berauben, Hohehrwürden«, entgegnete Anne mit lieblicher Demut. Gedenkt unser väterlich in Eurer Fürbitte und Andacht.«

Sie bot ihm mit würdevoller Freundlichkeit die Hand dar, welche der Legat mit italienischer Galanterie an seine Lippen führte.

»Diese kleine Hand wird einst Glück und Segen spenden«, flüsterte er mit Bedeutung, indem er sich verbeugte.

»So Gott und Seine Heiligkeit es wollen«, war die ebenso leise Antwort.

»Verlasst Euch auf mich, Lady Anne«, erwiderte der Legat und legte dann zum Zeichen seiner Aufrichtigkeit seine eigene Hand aufs Herz.

Anne errötete und wandte sich ab.

Falsche Seele, falsches Herz!, dachte sie bei sich. *Lieber gäbst du mir den Tod, als dass du meine Sache beim Papst führtest!*

Mitternacht war längst vorüber, aber die Hauptbewohner des Schlosses hatten sich noch nicht zur Ruhe begeben.

Nachdem der Kardinal nach zweistündiger Konferenz von seinem Monarchen entlassen worden war, schlich er leise und, wie er hoffte, unbemerkt zum Gemach Campeggios.

Der Legat war noch angekleidet; ersichtlich hatte er den späten Besuch erwartet.

»Eure Unterhaltung hat lange gewährt!«, rief er lächelnd. »Dies ist ein schöner Triumph für Euch, Kardinal.«

»Noch mehr hat mich die gnädige Gesinnung meines Herrn erfreut«, antwortete Wolsey. Dieses Mal sprach er kein leeres Wort, denn er liebte Heinrich von ganzer Seele. »Ich habe nicht recht gegen ihn gehandelt, mein Freund!«, fuhr Wolsey nach einer Pause lebhaft bewegt fort. »Jene Papiere, die ich Euch verschaffte, gebt sie mir wieder!«

»Kardinal, Ihr seid schwächer, als ich glaubte. Einige Worte des Zutrauens, der Schmeichelei machen Euch in allen guten Vorsätzen, die zum Besten der Heiligen Kirche gefasst werden, wankend. Bedenkt, wie Seine Heiligkeit und die erhabene Familie einer christlich frommen Frau, die rechtmäßige Königin, auf Euren Beistand zur Lösung des Elends hoffen.«

»Ich will alles tun, um sie, die Ketzerin, zu verderben, zu stürzen«, sagte Wolsey finster. »Aber dieser Verrat trifft auch die Ehre meines Herrn, des Herrn, dem ich mehr gedient habe, als meinem Gewissen. Gebt sie zurück, Ehrwürden, die Briefe dürfen nicht gelesen werden!«

»Ich bedaure, dass Eure Reue zu spät kommt, Kardinal«, entgegnete Campeggio kalt. »Es ist schon Sorge getragen worden, dass sie sicher aus England gelangen.«

»Wie, Ihr habt sie aus Euren Händen gegeben?«, rief Wolsey bestürzt aus.

»Ja, um sie besser zu wahren. Werden sie früher vermisst, ehe ich das Land verlasse, so fiel der Verdacht auf mich. Mein Sekretär ist bereits vor meiner Abreise aus London damit zu Schiff gegangen und erwartet mich in Paris.«

Wolsey schloss krampfhaft die Hände in einander. Ein weh-

mütiger Ausdruck flog über sein fahles Gesicht. »Ich werde untergehen«, sagte er leise, wie im Traum redend. »Das Schicksal hat es beschlossen, ich weiß es, aber ich will die Stunde wie ein Mann erwarten! Wir brechen wohl früh auf?«, wandte er sich dann an Campeggio.

»Ich denke, mit Tagesanbruch, Sir.«

»Ihr müsst bis Mittag warten«, sagte Wolsey, »denn es findet morgen ein Treibjagen statt. Seine Majestät haben den Wunsch auszusprechen geruht, mich noch einmal vor der Abreise zu sprechen. Er wollte deshalb seine Rückkehr auf Mittag festlegen.«

»Gut, sei es denn; ich werde nicht unlieb die Sirene wiedersehen, die unser aller Köpfe verwirrt! Bei unserem heiligen Schutzpatron, Wolsey, Lady Anne ist ein reizendes Weib. Katharina wäre verloren, stände diese Ketzlerin mit ihrem holdseligen Lächeln Seiner Heiligkeit oder dem Kaiser gegenüber!«

»Ja, sie ist schön, aber schon ist die erste frische Blüte von den Wangen abgestreift. So ruhig sie auch äußerlich erscheint, ich lese dennoch in ihrer Seele, dass heimlich Kummer, Angst und Sorge sie verzehren. Wie kann es anders sein in ihrer Lage und einem Mann gegenüber, der so launenhaft und veränderlich ist?«

»Noch gebe ich nicht die Hoffnung auf, unsere erhabene Königin wieder in ihre Rechte eingesetzt zu sehen«, bemerkte Campeggio, »und England dem Papst zu erhalten. Wenn sich die päpstliche Entscheidung in die Länge zieht, wofür wir Sorge tragen werden, dann möchte alles von Heinrichs eigenem Wankelmut zu erwarten sein.«

Aber der Kardinal schüttelte das Haupt. »Hofft nichts davon, Ehrwürden. Anne ist zu klug, um sich dem König früher zu ergeben, als er diese Gunst durch eine Krone erkaufen kann. Nein,

ihre Tugend entflammt ihn zu neuer Liebe, spornt ihn zur Ausdauer. Später, wenn die Hindernisse beseitigt sind, Annes Schönheit verblüht, dann, mein Freund, können wir erst hoffen, den ketzerischen Einfluss vom Hof und aus dem Land zu verbannen. Doch gute Nacht! Vertraut mir und meinem Eifer für die Sache unserer heiligen Kirche.«

Bei diesen Worten verließ er das Gemach.

Auch Anne schlief nicht. Sie hatte heimlich ihren Oheim, Lord Norfolk, und einige andere Herren des Hofes noch bei sich empfangen. Neue Pläne wurden hier in der Stille der Nacht zum Sturz des königlichen Günstlings geschmiedet. Der Kammerherr Norris, der Vertraute Heinrichs und gleichfalls ein eifriger Verehrer der neuen Sonne, überbrachte ihnen die Abschiedsworte des Königs, welche dieser auf der Schwelle seines Gemaches an Wolsey gerichtet hatte.

»Ah!«, sagte Anne, »es ist wahr, morgen ist wieder eine große Jagd, und Seine Majestät will sich wirklich das Vergnügen kürzen, um den Kardinal noch einmal zu sehen?«

»So ist es, Mylady!«

»Wenn man nur ein Mittel wüsste, wodurch der König von dem Wiedersehen abgehalten würde!«, sagte Norfolk.

»Was würde uns das helfen!«, rief Anne ärgerlich aus.

»Ich meine«, war die Antwort, »Zeit gewonnen, ist halber Sieg. Wir bleiben noch einige Wochen hier. Man kann nicht wissen, was da geschieht. Du, meine liebe Nichte, mußt deine ganze Kraft aufbieten, um Wolseys Einfluss zu schwächen. In seiner Abwesenheit ist dies nicht unmöglich.«

»Ja, Ihr habt recht, Oheim! Ich werde es versuchen, gleich morgen. Ich will der Jagd beiwohnen, obwohl ich es dem König abgeschlagen habe. Ich werde ihn hinzuhalten versuchen, dass er erst nach der Abreise der Priester zurückkehrt. Norris, mel-

det meinen Entschluss dem König!«

Am anderen Morgen empfing der König seine Geliebte mit aller Wärme seines leidenschaftlichen Wesens. Annes Begleitung versetzte ihn in die froheste Stimmung. Ihre Schönheit, von der Aufregung erhöht, erfüllte ihn abermals mit der zärtlichsten Bewunderung und Anne verdiente dieselbe. Das reich mit Silber gestickte, grüne Jagdkleid hob herrlich das schöne Ebenmaß ihrer schlanken Gestalt hervor, das Samtbarett mit der weißen langen Feder belebte ihr frisches, feuriges Antlitz.

Unter der bezauberndsten Liebenswürdigkeit, den lebendigsten Scherzen und Schmeicheleien, dem aufregenden Treiben der Jagd verfloss der schöne Morgen.

Gegen Mittag hielt der König plötzlich sein Ross an und gebot zur Umkehr zu blasen.

»Wie, Majestät, jetzt schon?«, rief Anne erstaunt. »O, nicht doch, Sire! Bei dieser Hitze müssen wir im Schatten des schönen Waldes einige Stunden ausruhen. Ich habe im Voraus dafür Sorge getragen, Sire. Wollt Ihr die Güte haben, mich eine kleine Strecke tiefer in den Wald zu begleiten.«

Sie sprang bei diesen Worten leicht von ihrem Zelter und nahm den unschlüssigen König bei der Hand. Als er ein im dichten Gebüsch aufgeschlagenes Zelt wahrte, stieß er einen Ruf der Überraschung und der Freude aus.

»Nicht wahr, wir haben gut gewählt, Sire?«, sprach die schöne Sirene. »Tretet ein und erquickt Euch an dem fröhlichen Mahl, das die Waldnymphen ihrem ritterlichen Herrn bereitet.«

Heinrich küsste seiner Führerin die Hand. Sie war unwiderstehlich in diesem Augenblick.

Die Zeit verging. Heinrich mahnte wiederum zur Umkehr. Selbst in den Armen seiner Geliebten vergaß er den Freund nicht.

»Es tut mir leid, diesen schönen Tag abzukürzen, mein Liebling«, sagte er verlegen, »allein es muss sein. Ich habe Wolsey fest versprochen, noch vor dessen Abreise heimzukehren.«

»Also schon wieder muss ich um des hässlichen Mannes willen in den Hintergrund treten!«, rief Anne mit Tränen des Unmutes im Auge aus. »Majestät belieben mit mir zu scherzen, wenn Sie da noch von Liebe reden! Nein, Ihr liebt mich nicht, Sire!«

Sie versuchte sich hastig von seinem umschlingenden Arm loszumachen, aber Heinrich, an ähnliche Ausbrüche gewöhnt, lächelte und umschlang sie fester.

»Törichtes Kind! Ich liebe Euch weit mehr als alles auf Erden, das wisst Ihr recht gut.

Aber eben, weil ich Euch so herzinniglich liebe und anbetе, eben um unser beider Glück darf und will ich nicht mit Wolsey brechen. Bedenkt, liebes Schätzchen, wer würde ihn ersetzen? Wer treuer für uns im Stillen arbeiten? Glaubt mir, was auch seine Fehler sein mögen, die Klugheit, wenn nicht meine Dankbarkeit, erheischt es, dass wir seine Freundschaft wahren.«

»Er hat mir nie genützt«, sagte Anne schmollend, »nur geschadet, da er mir des Königs Herz zur Hälfte raubt. Er mag es wissen, dass ich ihn hasse, immer hassen werde, Sire!«

»So verbergt wenigstens diesen Hass, Anne. Er verdirbt unsere Sache mehr, als Ihr glaubt. Ein einziges freundliches Wort, ein gütiges Lächeln, und der stolze Mann läge zu Euren Füßen. Versucht es um meinetwillen, Anne. Es ist das erste Opfer, welches ich von Euch begehre.«

Heinrichs Miene war bei den letzten Worten ernst geworden. Anne, welche ihre Grenzen allzu wohl kannte, sah die Notwendigkeit ein, sich dem königlichen Wunsch oder Befehl zu fügen.

»Vergebt mir, Majestät«, sagte sie plötzlich weich und bittend,

»ich habe gefehlt! Von nun an sollt Ihr mit meinem Benehmen zufrieden sein.«

»Lasst uns sogleich nach Grafton aufbrechen, vielleicht kommen wir noch zeitig dort an.«

Heinrich umarmte sie stürmisch und führte sie zum Zelt hinaus. Draußen wurden rasch die Pferde wieder vorgeführt und das hohe Paar ritt im scharfen Trab dem Schloss zu.

Sie kamen dennoch zu spät; die Priester waren abgereist.

»Seine Ehrwürden haben lange gewartet, Majestät«, berichtete ein Kammerdiener. »Aber der Legat trieb zur Abfahrt. Er wollte sofort nach Dover.«

Anne warf ihrem Oheim einen triumphierenden Blick zu. Der König jedoch begab sich mit finsterner Stirn, ohne ein Wort zu reden, in sein Zimmer. Man sah ihn an dem Tag nicht mehr. Noch an demselben Abend ging jedoch ein Kurier mit einem eigenhändigen Schreiben von ihm an den Kardinal nach London ab. Auf Heinrichs Antlitz blieb ein Ausdruck geheimer Sorge, den keine Liebenswürdigkeit Annes, keine Zärtlichkeit gänzlich verscheuchte.

Einige Wochen waren vergangen, als Heinrich plötzlich unangemeldet mit einem offenen Schreiben in Annes Gemach trat. Seine Augen funkelten, die Augenbrauen waren finster zusammengezogen, um seinen Mund zitterte das bekannte konvulsivische Zucken. Erschrocken stieß Anne ihren Stickrahmen von sich und trat ihm einige Schritte entgegen. Auf einen Wink von ihr entfernten sich rasch die Hofdamen.

»Meine Schwester, Lady Mary, meldet mir soeben, dass meine geheime Schatulle aufgebrochen und unsere sämtliche Korrespondenz entwendet worden sei«, sagte Heinrich mit dumpfer Stimme.

»Das ist Wolseys Werk!«, rief Anne aus.

»Wolsey ist kein Dieb, Lady Anne«, fuhr sie der König zornig an. »Merkt Euch ein für alle Mal, dass ich meinen treuesten Diener mit Achtung behandelt sehen will, auch von meiner zukünftigen Gemahlin.«

Anne erschrak. Es war das erste unfreundliche Wort, das der König an sie gerichtet hatte.

»Lady Mary meldet mir«, fuhr Heinrich fort, »dass Wolsey in Verzweiflung sei. Ihn kann der Verdacht nicht treffen. Es muss die Bosheit eines der vielen papistischen Spione sein, von denen wir umringt sind.«

»Und doch, wer anders als der Kardinal hatte Zutritt in Euer geheimes Kabinett, Sire? Wer außer ihm wusste, dass Ihr dort unsere Briefe aufhebt?«

»Seltsam«, sagte Heinrich verwirrt, »mir schwindelt es vor den Augen; wenn es wahr wäre! Doch nein, ich will es nimmermehr glauben. Er hatte mir nie den Schmerz bereitet, denn nicht um mein halbes Königreich hätte ich diese Briefe hingegeben.«

»Aber Sire, worin kann ihre Entwendung Euch schaden? Ist doch unsere Liebe längst kein Geheimnis.«

»Nein, aber ich stehe vor dem Papst und dem Kaiser als ein Lügner da«, sagte finster Heinrich. »Sie werden daraus sehen, dass nicht Gewissensskrupel allein, auch die Liebe zu dir mich diese Scheidung wünschen lässt.«

»Könnte nicht Campeggio an der Sache beteiligt sein?«, fragte Anne.

Heinrich fuhr heftig zusammen. »Campeggio! Bei meiner heiligen Patronin, an ihn hatte ich nicht gedacht! Ja, der Streich sieht dem falschen kriechenden italienischen Höfling gleich!«

Er stampfte heftig mit dem Fuß auf den Boden, worauf ein Edelmann bestürzt eintrat.

»Lasst Lord Norris und den Grafen Norfolk rufen!«, befahl

der König.

Die beiden Herren erschienen auf den Bescheid. Heinrich berichtete das Vorgefallene und befahl, dem Legaten nachzureisen und, wenn er noch in England an der Küste verweilen sollte, dessen Bagage zu untersuchen. Im Falle er des Diebstahls überführt würde, sollte er selbst als Gefangener in den Tower gebracht werden.

Campeggio hielt sich noch in Dover auf. Das stürmische Wetter und ein leichtes Unwohlsein hatte seine Abreise verzögert.

Mit der gewohnten Höflichkeit empfing er die Abgesandten Heinrichs. Nachdem er deren Auftrag vernommen hatte, ließ er sein sämtliches Gepäck herbeiführen und vor deren Augen öffnen.

Natürlich fand sich keine Spur von den vermissten Briefen. Betroffen und ärgerlich schieden die Edelleute von ihm, um dem König von ihrer vergeblichen Sendung Nachricht zu bringen.

Campeggios Lippen aber verzerrten sich höhnisch, und geringschätzig zuckte er die Achseln.

*Als ob ich ein solcher Narr wäre, die Briefe bei mir zu behalten, dachte er. Jetzt, König Heinrich, wird die Tugendmaske dir und deiner heuchlerischen Ketzlerin abgerissen. Ganz Europa soll erfahren, welche Gewissenskrupel dich zur Trennung von Weib und Kind trieben.*³³

³³ Die Briefe befinden sich noch im Vatikan.

19.

*Anne erscheint öffentlich als Braut in Greenwich.
Cranmers erste Zusammenkunft mit König Heinrich*

Weihnachten nahte. Der König war nach London zurückgekehrt und hatte beschlossen, die Feiertage in Greenwich zuzubringen.

Der Diebstahl seiner verbrecherischen Korrespondenz hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht und ihm eine Politik vorgezeichnet, in welche sogar Anne, wider ihren Willen, abermals willigen musste.

Zum größten Erstaunen des Hofes und zu nicht geringer Freude des Volkes, deren Abgott Katharina blieb, sah man den Heinrich die königliche Barke besteigen, welche auf seinen ausdrücklichen Wunsch seine unglückliche Gemahlin und seine reizende Tochter Mary zum Schloss an der Themse führte.

Katharina, die sanfte, edle Dulderin, begegnete dem treulosen Gemahl mit der gleichen Liebe und demütigen Zärtlichkeit. Sie war noch schön, noch anmutig in ihrer seelenvollen Güte, denn die Schönheit der Seele wirft eine nie ersterbende Glorie auch über die alternden Züge. Auch Heinrich, in dessen Herz immer noch für die Geliebte seiner Jugend eine Zärtlichkeit zurückblieb, welche selbst Annes frische Erscheinung nie ersticken konnte, empfand heute den vollen Zauber von Katharinas Persönlichkeit. Seine Freundlichkeit war daher nicht erheuchelt, noch die Liebe, mit welcher er seine reizende Tochter liebte.

»Ah! Die Mutter lächelt wieder«, sagte Mary, »sie sieht auch besser aus. Sie war so krank, Vater.«

»Krank?«, wiederholte Heinrich besorgt. »Und ich wusste es nicht!«

Katharina schlug die Augen nieder. Sie hätte gern gesagt: »Du dachtest nicht an mich in deinem Grafton.« Aber sie schwieg.

Heinrich aber verstand ihr edles Schweigen. Er drückte ihr beschämt die zarte Hand, küsste ihre bleiche Wange und flüsterte ihr ermutigend zu: »Du wirst wieder gesund werden, meine Kate, wenn erst diese Zeit der Spannung, die uns beide drückt, aufhört. Sobald der Papst sich ausgesprochen hat, werden wir heiter und glücklich sein.«

Es lag eine Welt von stillem Schmerz und sehnsüchtiger Hoffnung in dem großen dunklen Auge, das sich bei diesen Worten zu ihm erhob.

»Für unser Kind bete ich«, sagte sie sanft. »Gottes Wille geschehe an mir. Ich beuge mich willig jedem Opfer, ist nur Marys Zukunft klar und rein.«

Doch nur einige Tage währte Heinrichs Aufmerksamkeit gegen seine unglückliche Gattin.

Anne trotzte kühn jedem Schein, jeder Achtung vor ihrer königlichen Herrin, indem sie auf Heinrichs Wunsch ebenfalls in Greenwich erschien und Aufenthalt im Schloss nahm.

Getrennt von ihrer Rivalin nur durch einen kleinen Raum, thronte sie, von einem glänzenden Hofstaat umgeben.

Wohl empfand sie den harten, bitteren Tadel ihres Gewissens und des edleren Teiles der Nation, welcher sie sichtlich abermals bei dieser Gelegenheit traf. Allein sie war zu weit auf der Bahn der Schuld vorwärtsgeschritten, um jetzt noch zurückzutreten. Il n'y a que le premier pas qui coûte, sagt das französische Sprichwort, das sich auch hier bewährte.

Katharina schmiegt wie immer und duldet diese neue Beleidigung. Im Umgang mit ihrer Tochter Mary und der treuen kleinen Schar ihrer Freunde suchte sie Ersatz für des Gatten Verlust. Aber die edle Mary von England, die Schwester Hein-

richs, welche den Hof begleitet hatte, vermochte es nicht über sich zu bringen, ein gleiches Schweigen zu beobachten.

Die Prinzessin war bald nach ihrer zweiten feierlichen Vermählung an den Herzog von Suffolk mit diesem auf dessen Güter gezogen und hatte seither nur selten bei besonderen Gelegenheiten den Hof besucht. Des Königs Hoffnung, von dieser Verbindung einen Thronerben zu erhalten, war leider für Katharina nicht in Erfüllung gegangen: Die Prinzessin schenkte ihrem Gemahl nur eine Tochter. Zwar hatte die liebenswürdige Frau stets den lebhaftesten Anteil am Schicksal der verdrängten Königin sowie auch an dem ihres ehemaligen Pflgekindes Anne genommen, allein als ihre flehenden Bitten zugunsten der Ersteren ohne Erfolg bei Heinrich blieben, hielt sie sich mutig zu Katherina und wich dem Zwiesgespräch mit Anne aus. Sie fasste den Entschluss, sich an diese selbst zu wenden, in der Hoffnung, Anne von der Bahn des Unrechts abzuleiten und dem Bruder die Gattin wieder zu erringen.

Anne lag nachlässig auf einem Diwan am offenen Fenster, von wo aus sie eine prächtige Aussicht auf den Fluss genoss. Sie war nicht allein. Smeaton, ihr Musiklehrer und eifriger Verehrer sowie mehrere Damen leisteten ihr Gesellschaft.

Als der Kammerdiener die Prinzessin anmeldete und diese mit sanfter, aber königlicher Würde ins Gemach trat, sprang Anne von ihrem Ruhebett bestürzt auf.

»Mein Besuch gilt Lady Anne allein!«, sagte Mary, worauf die sämtliche Gesellschaft den Saal verließ.

Anne aber trat auf die Prinzessin zu und sank sprachlos zu ihren Füßen nieder.

»Lady Anne«, redete Mary sie sanft an, »ich komme nicht als Richterin, nur als Bittende. Steht auf und leiht mir ein gütiges Gehör. Vielleicht ist es das letzte Mal, dass wir uns auf Erden

sprachen.«

Anne gehorchte. Die Prinzessin zog sie bei der Hand zum Diwan und zwang sie, neben ihr Platz zu nehmen.

»Es ist lange her, seitdem wir so vertraulich beisammensaßen«, sagte sie. »Als wir uns in Paris trennten, hoffte ich, meine kleine Pflgetochter werde mich nie vergessen, mir Ehre machen.«

»Vergessen, Hoheit!«, rief Anne aus. »Wollte Gott, ich wäre niemals von Euch getrennt worden. Mit Euch schied mein guter Engel.«

»Er steht heute wieder vor dir, liebe Anne. Willst du seine Stimme hören, seiner Warnung Folge leisten?«

»Wenn es in meiner Macht steht, Hoheit?«

»Es hängt nur von deinem Willen ab. Sage, willst du zu mir ziehen und meine liebe Schwester sein wie ehemals? Auch heute wäre deine Gegenwart mir ein Trost und eine Erheiterung, denn meine Gesundheit ist ernstlich bedroht. Ich darf vielleicht mein Leben nicht lange mehr genießen. Ich habe ein Töchterchen, das dir gleichen soll, sagt man. Du sollst sein zweites Mütterchen werden, liebe Anne.«

»Hoheit!«, stammelte Anne verwirrt und verlegen, »wenn ich es auch wollte, ich kann nicht mehr tun, wie ich möchte. Der König ...«

»Du würdest freilich vielem entsagen müssen, was dir hier zuteilwird«, fuhr Mary fort, »aber für die falsche Schmeichelei der Höflinge und die Anbetung eines wankelmütigen Königs erwartet dich eine treue, reine Liebe, ein Frieden der Seele, von keiner Schuld getrübt.«

»Hoheit!«, rief Anne aus; »mein Herz ist rein, vor Gott kann ich es beteuern. Nie habe ich die Stimme der Ehre unbeachtet gelassen!«

»Anne!«, sagte Mary ernst, »darf die von Ehre und reinem Herzen reden, welche freventlich das Sakrament der Ehe mit Füßen tritt und einer edlen Gattin den Gemahl, einem Kind den Vater entzieht? Oh, meine Liebe, du täuschest dich selbst, und andere nähren diesen Wahn bei dir, weil sie Vorteil von dir ziehen. Glaube mir, ich kenne diese hohle, falsche Welt, welche scheinbar zu deinen Füßen liegt. Wendet sich heute meines Bruders Sinn von dir ab – nicht eine Seele bleibt dir ergeben zurück. Nur die wahre Achtung verschafft uns treue Freunde.«

»Hoheit!«, entgegnete Anne mit einer stolzen Miene, »Ihr missbraucht Euer Vorrecht der Geburt, um mich zu beleidigen und zu entehren. Ich bin die Braut Eures königlichen Bruders!«

»Oder wie die Nation dich nennt, die Geliebte des Königs, Anne!«, entgegnete Mary ruhig und gelassen. »Seine Braut kannst du vor Gott nicht sein, solange seine rechte Gemahlin lebt. Aber ich glaube, dass du nicht die letzte Schranke der Tugend weggeworfen hast. Ich glaube noch an dein gutes besseres Selbst, und deine Großmut, deinen Edelsinn will ich heute für eine kummervolle, gebeugte Frau anrufen. Anne, liebe Anne, es kostet dich nur ein Wort, einen raschen Entschluss. Mach dich vom König los! Folge mir in die Stille und Einsamkeit, so wird eine edle Familie dir danken, alle Guten dich hoch achten und dein Gott dich segnen!«

»Zu spät, Hoheit! Mein Zurücktreten würde nur einer anderen Platz machen. Ihr kennt des Königs Sinn und die Wünsche, welche ihn antrieben, eine Scheidung zu verlangen.«

»Ich kenne sie«, sagte Mary traurig; »aber dein Einfluss verschließt im Herzen Heinrichs jeden Zugang zur Reue. Sich selbst überlassen, wird er zu Katharina zurückkehren und im Besitz seiner reich begabten Tochter zufrieden den erwünschten Erben entbehren.«

»Und wenn dies nicht geschähe?«, fragte Anne.

»Dann hast du deine eigene Seele vom Verderben gerettet, Anne; auch nicht allein deine Seele – o glaube mir, du wirst kein Glück auf Erden finden, das mit den Tränen anderer erkaufte worden ist. Mit demselben Maß, womit wir anderen messen, wird uns gemessen werden. Der Treubruch, der Katharinas edles Herz zerreißt, wird auch dir einst den Todesstoß geben. Du besitzt weder Katharinas Seelenruhe noch ihre Sanftmut und wirst weder Heinrichs Liebe dir erhalten noch seine Leidenschaftlichkeit zügeln können wie jene.«

»Oh mein Gott!«, seufzte Anne erbleichend, indem sie ihr Gesicht mit dem Tuch bedeckte, »welch ein Schicksal!«

Unwillkürlich durchzuckte sie bei der Mahnung Marys die Weissagung des Zigeunerknaben.

»Jawohl, ein schweres«, sagte Mary, »und ohne das eigene Bewusstsein der Unschuld ein unerträgliches. Noch ist es Zeit, du kannst dich retten. Folge mir in mein Haus.«

»Ich kann, ich darf es nicht ohne des Königs Erlaubnis, Hoheit.«

»Du bist frei, Anne, und er wird, wenn du fest beharrst, dir nicht lange gram bleiben.

Auch er achtet im Weib die reine Tugend. Bei deiner Liebe, welche du mir einst gelobt hast, bei der Hoffnung des seligen Paradieses, Anne, höre meine Bitte, höre dies Flehen deiner Mary!«

Anne kämpfte einen furchtbaren Kampf. Eitelkeit, Rachsucht und Liebe zu der Prinzessin stritten in ihrer Seele um den Sieg.

Mary umschlang sie inbrünstig und küsste sie zu wiederholten Malen.

»Du gehst mit mir«, jubelte sie, »ich lese die Antwort in deinen Augen, an deinem Erbeben. Mut, meine geliebte Anne, der

Kampf geht vorüber und der Frieden ist so süß!«

Was das junge Mädchen antworten wollte, wissen wir nicht, es ist mehr als wahrscheinlich, dass sie Mary gefolgt wäre.

Aber ein Kammerherr schreckte die Freundinnen mit dem Rufe auseinander: »Seine Majestät der König!«

»Geht, geht, Hoheit!«, bat Anne ängstlich. »Um Gottes willen, um Katharinas willen darf er Euch bei mir nicht antreffen. Hier, durch diese Tür, Hoheit, durch das kleine Kabinett gelangt Ihr auf die hintere Treppe. Wir sehen uns wieder, Hoheit!«

»Nur, wenn du mir folgst!«, war die feste Antwort, indem Mary aus dem Zimmer schritt.

Kaum hatte sich die Tapetentür hinter ihr geschlossen, als Heinrich eintrat. Er trug in seiner Hand einen Strauß der seltensten Blumen, womit er seine Angebetete schmücken wollte.

So groß Annes Selbstbeherrschung war, sie verließ sie fast in diesem Augenblick. Einer Ohnmacht nahe, wankte sie dem König entgegen und sank in dessen Arme.

»Was ist vorgefallen?«, fragte Heinrich besorgt, indem er sie zärtlich liebte. »Wer hat es gewagt, meinen Liebling zu kränken?«

»Niemand, Sire!«, erwiderte Anne, indem sie sich mit Anstrengung erhob und ein Lächeln erzwang. »Ich war allein, und da wurde es mir schwer ums Herz. Ich dachte an meine Zukunft, an das traurige Los, das mich erwartet, wenn ich nicht Eure Gemahlin würde.«

»Gib diesen schwarzen Gedanken nicht Raum!«, sagte Heinrich. »Nur noch ein wenig Geduld, Schätzchen, dann soll deine Treue herrlich belohnt werden.«

Einige Tage später befand sich Anne in dem Arbeitskabinett des Königs. Sie saß an ihrem Stickrahmen am Fenster, während Heinrich sich mit seinen Ministern Gardiner und Fox unterhielt.

Das Gespräch drehte sich abermals um die nachgesuchte Scheidung, und Heinrich schlug Gardiner vor, nach Rom zu reisen, um durch seinen Einfluss eine Entscheidung vom Papst zu erzwingen.

»Ich fürchte, die Reise wäre umsonst, Sire«, lautete die Antwort. »Wir können nicht gegen die Partei des Papstes und des Kaisers kämpfen, das Geld fehlt dazu.«

»Und Ihr, Fox, wisst Ihr keinen Vorschlag?«, fragte der König. »Ihr seid nachdenklich.«

»In Wahrheit, Majestät, erwog ich bei mir die Worte eines alten Universitätsfreundes, mit dem ich unerwartet auf unserer Rückreise von Grafton im Schloss des Herrn Cressy in Waltham zusammentraf. Er fragte mich nach dem Stand dieser Sache, Sire, und meinte, wenn er König Heinrich wäre, hätte er in kurzer Zeit seinen Willen durchgesetzt, auch ohne Papst.«³⁴

»Wieso?«, fragte Heinrich aufgeregt.

Anne ließ ihre Nadel fallen und richtete ihren Blick gespannt auf den Minister.

»Er würde einfach ein Gutachten von den einheimischen Universitäten, Rechtsgelehrten und Theologen sich geben lassen und dieses dem Papst zur Unterschrift übersenden – oder gar nicht.«

»Meiner treu«, rief Heinrich fröhlich aus, »der ist unser Mann, Lady Anne! Hätten wir diesen Rat vor zwei Jahren vernommen, wir wären um einige Säckel Goldes reicher und dem Ziel näher.«³⁵

»Wie heißt Ihr Freund?«, fragte hastig Anne.

»Cranmer, Lady. Er ist der Erzieher der Cressy'schen Söhne,

³⁴ Crammers eigene Worte

³⁵ Heinrichs eigene Worte

ein gelehrter, tüchtiger Kopf und ein edler Charakter.«

»Er soll sofort zu uns kommen«, gebot Heinrich. »Geht, meine Herren, für heute wäre es des Geschäftes genug. Wir wollen einen Ritt machen, Lady Anne, wenn es Euch gefällt.«

Anne entfernte sich lächelnd. In kurzer Zeit sprengte sie an der Seite des Königs durch den Park.

Die Hoffnung auf eine baldige Lösung ihres Schicksals brachte die Heiterkeit wieder auf die bleicher gewordenen Wangen. Prinzessin Marys Bitten waren nun für immer in den Hintergrund gedrängt.

Zwei Tage später stand Cranmer vor dem König in dessen Arbeitszimmer. Anne hatte anfangs ihren gewohnten Platz am Fenster eingenommen. Auf des Königs Aufforderung jedoch trat sie zu den beiden Männern heran und nahm an der ernstesten Unterhaltung teil. Die Persönlichkeit des noch jungen Theologen machte einen günstigen Eindruck sowohl auf Heinrich als auch auf Anne. Die edle, aber bescheidene Festigkeit, mit welcher Cranmer sein Urteil über die Verhältnisse aussprach, sein klarer Verstand, seine umfassenden theologischen Kenntnisse entzückten Heinrich und erwarben Cranmer in kurzer Zeit dessen unbedingtes Vertrauen. Die Unterhaltung hatte bereits einige Stunden gedauert, als Heinrich sich erhob und dem jungen Mann huldreich die Hand zum Abschied bot.

»Euch sendet uns Gott, ehrwürdiger Herr«, fügte er hinzu. »Wir bevollmächtigen Euch vorerst, dieses Gutachten aufzusetzen sowie Eure persönliche Ansicht über die Sache zu Papier zu bringen. Seid unserer höchsten Dankbarkeit versichert, wenn Euch der Plan gelingt.«

»Ich glaube«, fiel Anne hier ein, »dass es ratsam wäre, wenn unser Anwalt eine Wohnung in London bezöge, welche ihn vorläufig vor den arglistigen Blicken Wolseys und unserer üb-

rigen Feinde birgt. Ich würde die Wohnung meines Vaters wählen. Mein Bruder Rocheford, selbst ein gelehrter Mann, und Henry Wyatt vermöchten Herrn Cranmer mit den nötigen Büchern zu versorgen.«

»Hast recht, Liebchen«, erwiderte Heinrich fröhlich, »so kann es gehen.«

»Es hieß«, bemerkte Cranmer noch, »die Königin wolle in ein Kloster?«

»Ich hoffte es«, war die Antwort, »aber sie baut fest auf den päpstlichen Ausspruch und weist jeden anderen Vorschlag ab. Daher rasch vorwärts, ehrwürdiger Herr. Ihr seid nach Gott jetzt unsere einzige Hoffnung.«

Cranmer verließ nach einer tiefen Verbeugung das hohe Paar, um seinem Freund Fox das günstige Resultat der Unterhaltung zu berichten.

Heinrich aber schloss die Braut in seine Arme.

»Es wird gehen, meine einzig Geliebte, meine Seele, mein Idol! Unser Weg erweitert und erhellt sich. Nur Mut und Geduld!«

»Wir sind aber noch nicht am Ziel, Sire!«, entgegnete Anne schelmisch. »Bedenkt, unser Anwalt hat mit einem Wolsey den Kampf zu bestehen. Es wird eine heiße Schlacht geben. Ich fürchte, einer wird auf dem Kampfplatz bleiben.«

»Dann muss dieser eine Wolsey sein!«, rief Heinrich drohend aus. »Wehe ihm, wenn er es wagt, uns hemmend den Plan zu durchkreuzen!«

»Bleibt fest bei diesem Entschlusse, Sire«, bat Anne dringend. »Ihr müsst Cranmer, der so viel für uns wagt, treu zur Seite stehen, im Notfall, wenn es nicht anders sein kann, Wolsey vom Staatsamt schleunigst entfernen. Er ist nicht unersetzbar, Sire«, fügte sie zuversichtlich hinzu, als sie wieder einen Schatten über Heinrichs Antlitz fliegen sah, »wenigstens nicht auf eine

kurze Zeit. Eine kurze Verbannung auf seine Güter oder in ein Kloster, bis unsere Sache entschieden sein wird, ist ebenso wenig erniedrigend, als meine Verbannung von Eurem Hof es war, in die Wolsey mich sandte! Sind wir erst glücklich vereint, dann kann er ja seine Stellung um Eure hohe Person wieder einnehmen.«

»Allerdings«, erwiderte Heinrich arglos, »dieser Ausweg bleibt uns offen. Ich glaube jedoch und hoffe, dass Wolsey sich in die Notwendigkeit fügt. Am meisten baue ich auf seine Liebe zu uns. Nur ungern würde ich zur Gewalt gegen ihn schreiten.«

20.

Wolseys Ungnade. Cranmer bei Wolsey.

Der großen Gerichtssitzung zu St. Michaeli hatte der Kardinal mit gewohnter Feierlichkeit beigewohnt. In festlichen reichen Gewändern, auf einem, mit kostbarem Goldstoff gezierten Maultier, umgeben von einer zahlreichen Begleitung von Laien und Priestern, ritt er durch die gedrängt vollen Straßen wie ein siegreicher Monarch. Er schien absichtlich diesem öffentlichen Erscheinen den Charakter eines Triumphzuges geben zu wollen. Er selbst, obwohl mit düsterem Vorgefühl im Herzen, blickte freundlich und mit sicherem Auge umher und breitete mehrmals seine Hand segnend über die Menge. Bei der Sitzung behielt er die alte eiserne Entschiedenheit bei, mit der er stets seinen Willen durchsetzte. Aber obwohl er die gewohnte unterwürfige Höflichkeit von der Gesamtzahl der Edelleute empfing, entging es seinen misstrauischen Blicken nicht, dass die bekannten Anhänger Annes sich ihm gegenüber auffallend kalt und stolz benahmen. Es war ein Sturm im Anzug, das las der schlaue Staatsmann in den Mienen der Lords Norfolk und Suffolk.

Er sollte nicht lange über sein Schicksal im Ungewissen bleiben. Anne und ihrer Partei war es endlich gelungen, Unzufriedenheit zwischen Herrn und Diener herbeizuführen. Heinrichs augenblickliche Geldverlegenheit, welche aus Annes Verschwendung entstanden war, begünstigte den Unmut desselben.

»Mein Diener schwelgt in fürstlichem Luxus«, stieß er einmal erbittert hervor, »während ich, der Herr, mein Volk mit neuen Steuern belasten muss, um die Anforderungen an mich bestrei-

ten zu können.«

»Aber das Geld, der Reichtum, welchen Wolsey besitzt und Euch zum Hohn zur Schau trägt, verdankt er der Güte oder vielmehr der Schwäche seines Herrn. Kein Wunder, wenn er im Besitz einer solchen Macht übermütig Euch trotz, denn wer bezahlen kann, darf gebieten.«

»Das Heer murr, ich kann den Sold nicht bestreiten!«, sagte Heinrich. »Ohne Geld werde ich beim Papst nie siegen.«

»Im herrlichen bischöflichen Sitz Hamptoncourt³⁶ liegt ein Kapital«, fiel Norfolk ein, »das ein Jahr lang die königlichen Koffer bis zum Rand füllen würde. Die Gold- und Silbergefäße des priesterlichen Haushaltes allein reichten hin, um eine Armee zu besolden.«

»Still, kein Wort mehr, Mylord! Ich weiß, der Hass spricht aus Euch, weil ich ihn so groß gemacht habe.«

»Aber nicht aus meinem Mund, Sire«, nahm Anne zärtlich das Wort. »Nur die Liebe zu Euch, die Sorge für Eure Wohlfahrt redet.«

»Ich weiß es, Schätzchen!«, erwiderte der König. »Aber wenn ich es auch wollte, ich habe keinen Grund zur Anklage, noch weniger zur Konfiskation seines Gutes.«

»Ihr bedürft nicht weiter der Beweise für die Schuld, Majestät«, erwiderte Anne lächelnd, »wenn Ihr diese Briefe von meinem Verwandten aus Rom gelesen haben werdet.«

»Wie? Ein eigenhändiges Schreiben an den Papst! Bin doch neugierig, was es enthält?«

»Es enthält die Bitte Eures treuen Dieners«, fuhr Anne fort, »dass Seine Heiligkeit den Ausspruch der Scheidung verzögern wolle, damit der König seiner Buhlerin müde werde und sich

³⁶ Das Schloss, welches der Kardinal erbaut hatte

wieder mit Katharina versöhne.«

»Himmel und Erde, Tod und zehntausend Teufel!«, schrie Heinrich wütend, nachdem er die Schrift hastig überflogen hatte. »Der Verräter! Die Schlange, welche ich so lange an meinem Busen genährt habe, sie wendet ihren Biss gegen ihren Wohltäter!«

»Majestät werden ihm doch vergeben, denn seiner schlaun Zunge wird es bald gelingen, auch die eigene Schrift abzuleugnen.«

»So wahr ich lebe, nein. Ich werde dem falschen Wicht zeigen, dass ich König von England bin. Lord Norfolk, begeben Sie sich sogleich zu ihm und melden Sie ihm, dass er sofort die Siegel abzugeben und einstweilen sich in die Verbannung nach Kent zu begeben habe.«

Lord Norfolk verließ das Gemach, Heinrich aber sank auf einen Sessel nieder. Ein bitterer Zug des Schmerzes verzerrte sein sonst so schönes Gesicht.

»Oh, diese Täuschung tut mir weh. Dieser Verrat von ihm macht mich irre an der Menschheit!«

»Es ist auch abscheulich, niederträchtig!«, stimmte Anne ein. »Gern würde ich es ihm vergeben, wenn er mich verhöhnt und verleumdet, denn er liebt die Königin, aber nie verzeihe ich ihm, das er unseren großmütigen, treuen König einer ähnlichen Schwäche fähig erachtet.«

»Er soll es büßen, er soll es büßen! Bei meiner Ehre!« rief Heinrich aus.

»Der Tower wäre noch ein Palast für den schlechten Mann«, sagte Anne. »Der Henker hat würdigere Häupter unter seinem Beile gehabt, als Wolseys wäre.«

»Ja, trüge er nicht das priesterliche Gewand, der Verräter sähe die Morgensonne nicht«, sagte Heinrich, »aber in den Staub will

ich ihn werfen, ihn wie einen Giftwurm unter meinen Füßen zertreten.«

Lord Norfolk hatte sich indessen in Begleitung Suffolks in den Palast des Kardinals begeben. Sie wurden unverweilt vorgelassen, nachdem sie diesem melden ließen, sie kämen auf Befehl des Königs.

Wolsey empfing die Abgesandten sitzend, mit der kalten, hochmütigen Miene, welche ihn längst bei dem hohen Adel verhasst gemacht hatte. Seine Stirn runzelte sich, seine Augen flammten, als beide Herren, gegen die übliche Sitte, die Barette auf dem Kopf behielten.

»Wir erscheinen im Auftrag Seiner Majestät«, hob Norfolk an, »um Kardinal Wolsey die Staatssiegel abzufordern.«

Wolsey starrte sie an, als habe er ihre Worte nicht verstanden.

»Seine Majestät befehlen ferner«, fuhr Lord Suffolk fort, »dass Ihr Euch sogleich nach Esher begeben und dort seine weiteren Befehle in Demut abwartet.«

»Ah, ich verstehe!«, sagte Wolsey mit einem bitteren Lächeln. »Meinen Feinden ist es gelungen, abermals das Herz meines Königs zu vergiften. Aber wisst, Mylords, die Staatssiegel empfing ich aus den Händen des Königs in eigener Person und nur in dessen Hände lege ich sie nieder.«

»So wollt Ihr Eure Schuld durch Widersetzlichkeit vergrößern?«, fragte Norfolk drohend.

»Wer bürgt mir für die Echtheit Eurer Aussage, Mylords«, fragte Wolsey scharf und höhnisch. »Ihr seid der Oheim Lady Annes, meiner Feindin, Mylord. Ich aber bin des Königs Diener, und nur seinem Befehl werde ich mich unterwerfen. Bringt mir diesen mit der königlichen Unterschrift versehen, dann erst wird Wolsey sein Amt niederlegen.«

»Euer Wunsch soll erfüllt werden«, lautete Norfolks kalte

Antwort, indem er das Zimmer ohne eine Verbeugung verließ.

Meine Stunde hat geschlagen, dachte der Kardinal, als er sich allein befand, ich bin verloren! Aber wodurch? Ah!, fuhr er sinnend auf, es wäre möglich, dass von Rom ... nein, es kann nicht sein. Der Papst würde mich um Katharinas Willen nicht verraten. Mut! Mut! Die königliche Laune wird vorübergehen. Es geschah nur, um mich zu schrecken.

Er schritt hastig im Gemach in Gedanken versunken auf und ab, den Blick auf den Boden geheftet. Plötzlich blieb er stehen. *Wenn es Ernst würde, wenn ihr Einfluss*

siegte, wenn Wolsey sich vor der Buhlerin beugen müsste! Ah! Es gilt auf jeden Fall vorbereitet zu sein. Fällt der Streich, so sollen die Beweise zur Anklage gegen mich fehlen. Noch bleibt mir Zeit.

Hastig eilte er an seinen großen Arbeitstisch, öffnete mehrere Geheimfächer darin und zog verschiedene Schriften hervor. Dann rief er seinen vertrauten Diener und hieß ihm eine Kerze bringen. Als sein Befehl erfüllt worden war, warf er die Papiere in den Kamin und zündete sie an. Hell loderten sie und ließen nur einen Haufen schwarzer Asche zurück.

»Es ist gut!«, sprach er zufrieden lächelnd. »Die Toten reden nicht!«

Er wandte sich ab und trat ans Fenster, wo er abermals eine Weile bewegungslos stehen blieb. Plötzlich erhellten sich seine Gesichtszüge, ein Ge danke durchzuckte ihn.

»Anne ist neidisch auf meinen Reichtum und Heinrich beklagt seine leeren Koffer. Schon lange dürstet der Boleyn'sche Anhang nach der Beute. Wohlan, es sei, ich muss ein Opfer bringen, um mich zu retten. Geld muss mir die Sonne der königlichen Gunst wieder hervorzaubern und die Hunde, die nach meinem Gut und Blut lechzen, befriedigen!«

Er setzte sich an seinen Schreibtisch, und blieb lange in der

Abfassung eines großen Schreibens vertieft. Als er fertig war, überlas er dasselbe, faltete es zusammen und versiegelte es.

»So! Das Mittel wird helfen. Ich bin zwar um vieles ärmer, aber ich werde das Verlorene ersetzen können, leuchtet mir wieder die königliche Gunst! Und die Stunde des Triumphes wird schlagen. Heinrich kann nicht ohne mich sein!«

Der Kardinal hatte jedoch diesmal falsch gerechnet, denn am folgenden Morgen ließen Lord Norfolk und Lord Suffolk sich abermals bei ihm melden.

»Seine Hochwürden haben Befehl erlassen, niemand zu melden!«, sagte der Kammerdiener Wolsey.

»So treten wir ohne seine Erlaubnis ein!«, sagte Norfolk kurz, indem er denselben beiseiteschob und den Weg zum Gemach einschlug.

Der Kardinal zuckte zusammen, als er die unerwarteten Eindringlinge wahrte. Dann fragte er stolz und gebieterisch: »Was ist Euer Begehrt, Mylords? Warum erkühnt Ihr Euch, unangemeldet mich zu überfallen?«

»Wir bringen Euch den verlangten königlichen Befehl!«, war die Antwort.

Wolsey erbebte, doch bezwang er seine innere Bewegung. Er wusste, dass er beobachtet wurde.

Anscheinend ruhig durchlas er den Brief seines Monarchen. Es blieb ihm nun kein Zweifel mehr. Das war Heinrichs eigene Unterschrift, seine eigenen Worte, welche ihm befahlen, sein Amt niederzulegen und in die Verbannung zu wandern. Während des Lesens hatte er seine Fassung wiedergewonnen. Er faltete langsam das Schreiben zusammen und küsste es inbrünstig.

»Ich beuge mich als getreuer Untertan dem Willen meines Königs!«, sprach er würdevoll. »Ein Inventar meiner sämtlichen

Habe, welches ich längst verfasst, da ich in meinem Testament Seine Majestät zu meinen Erben ernannt habe, werde ich Seiner Majestät einhändigen lassen, ehe ich London verlasse. Erweist mir, Mylords, die einzige Gnade, welche ich erbitte, und versichert Seiner Majestät meine Treue und Anhänglichkeit bis zum Tode. Sein Glück ist allzeit das Gebet meines Herzens gewesen. Auch Lady Anne bitte ich, meiner freundlich zu gedenken und huldvoll das Geschenk anzunehmen, welches ich ihr bestimmt habe. Arm bin ich an diesem Hof erschienen, arm, noch ärmer verlasse ich ihn wieder.«³⁷

»Wenn Ihr weitere Aufträge uns zu vertrauen geruht«, antwortete in einem fast ehrerbietigen Ton Lord Norfolk, den des Kardinals Benehmen sichtlich beschämte, »so gelobe ich Euch feierlich, dieselben genau zu vollziehen.«

»Auch ich, Hochwürden!« sagte Suffolk. »Verzeiht uns, wenn wir den Befehlen unseres Herrn haben gehorchen müssen.«

»Ich verzeihe Euch, Mylords, und allen meinen Feinden, und trage keinen Groll in meine Einsamkeit, nur Schmerz, die Gunst des edelsten Königs verwirkt zu haben. Wollte Gott, ich hätte meinem Gott so treu gedient, wie meinem König, so stände es besser um meine Seele.«

Er winkte freundlich mit der Hand zum Abschied, worauf die Lords sich entfernten.

Aber es sprach jetzt, indem diese die hohen Gemächer verließen und der betroffenen Haushaltung des Kardinals die königliche Entlassung verkündigten, weder Hohn noch Schadenfreude aus ihren Zügen. Sie schämten sich ihrer Rolle und beeilten ihre Rückkehr.

»Bei allen Heiligen!«, sagte der jüngere Lord Suffolk, »dieser

³⁷ seine eigenen Worte

Mann trägt sein Schicksal wie ein Held! Wäre er nicht mein Todfeind, ich würde ihn um dieser Stunde willen achten.«

»Er bleibt sich getreu;« sagte Norfolk.' »Groß im Unglück wie im Glück. Anne hat ihn leichter gestürzt, als es ihr werden wird, einen Nachfolger zu finden, der Wolseys würdig wäre.«

So sprach der Mann, der selbst im Stillen längst nach der beneideten Stellung des Kardinals trachtete.

Wolseys Angelegenheiten waren bald geordnet. Von seinen Dienern behielt er nur eine kleine Anzahl der vertrautesten und ältesten bei.

Auch vom Silbergerät durfte nach seinem Befehl nur das Notwendigste mitgenommen werden.

Bereits nach wenigen Tagen war er zur Abreise gerüstet. Er hatte keinen Versuch gemacht, den König zu sprechen. Er wusste, dass Anne dies um jeden Preis vereiteln würde.

Spät am Vorabend seiner Abreise trat sein Leibdiener ins Gemach und meldete dem Kardinal schüchtern, dass ein junger Mann bereits zweimal dringend gebeten habe, bei Seiner Ehrwürden vorgelassen zu werden.

»Was wünschte er?«, fragte Wolsey streng. »Er ist wohl ein Spion des Hofes?«

»Ich glaube kaum, ehrwürdiger Herr, dazu sieht er zu ehrlich und zu bekümmert aus. Ich hatte nicht das Herz, länger seine dringenden Bitten abzuweisen.«

»Nun, so lass ihn herein«, sagte Wolsey.

»Bleibe im Nebenzimmer und sei meines Rufes gewärtig, treue Seele.«

»Hochwürden«, rief der alte Diener bestürzt aus, »Ihr fürchtet doch nicht ...«

»Dass meine Feinde mir nach dem Leben trachten?«, ergänzte Wolsey mit bitterer Ironie. »Mein Freund, glaubst du, dass man

sich mit meiner Verbannung begnügen würde? Oder dass mir Lady Anne es ersparen wird, den Kelch der Schmach bis zur Hefe zu leeren? Doch still davon! Führe deinen Schützling zu mir, Alter.«

Der Diener entfernte sich und kehrte nach einigen Minuten in Begleitung eines jüngeren Mannes zurück.

»Ihr habt gewünscht, mich zu sprechen«, sagte Wolsey in freundlichem Tone. »Es muss ein wichtiger Grund sein, der Euch zu dem gefallenen Mann treibt.«

»Vergebt mir, Hochwürden, ich gehorchte dem Drang meines Herzens, mögen für mich die Folgen sein, welche sie wollen.«

Der Gast warf bei diesen Worten Hut und Mantel ab, trat rasch vor und sank dem Kardinal zu Füßen.

»Cranmer!«, rief Wolsey überrascht aus, als er dem Knienden ins Gesicht blickte, »des Königs Anwalt!« Plötzlich flog ein soniges Lächeln über sein bleiches Gesicht. »Ihr kommt vom König, ehrwürdiger Bruder! Sprecht rasch die frohe Botschaft aus und gebt mir neues Leben!«

»Leider nein«, erwiderte Cranmer mit teilnehmender Stimme. »Mein Besuch bei Euch muss ein Geheimnis bleiben. Es wäre um mich geschehen, wüsste man davon.«

»Warum kommt Ihr denn?«, fragte Wolsey düster und lauernd.

»Um Euch zu sagen, Hochwürden, dass ich, so wahr ich auf die selige Ewigkeit hoffe, keinen Teil am Entschluss des Königs habe.«

»Ihr dient einer schlechten Sache«, sagte Wolsey vorwurfsvoll. »Ihr bemüht Euch, Mann und Weib zu scheiden gegen Gottes Gebot.«

»Ich handle nach meiner aufrichtigen Überzeugung, hochwürdiger Herr«, entgegnete Cranmer mit Würde, »und nach

dem Befehl meines Königs. Aber ich bin nicht gekommen, um über diesen Punkt zu streiten, Herr, sondern um Euch meine Hochachtung zu bezeigen und Euch um Vergebung zu bitten, dass ich Euch feindlich gegenüber treten musste. Gebt mir Euren Segen, hoher Herr, und seid versichert, dass ich versuchen werde, eine Versöhnung zwischen Euch und Seiner Majestät herbeizuführen.«

Wolsey blickte den Sprecher mit seinen forschenden Augen einige Augenblicke an, dann reichte er demselben huldreich die Hand und hob ihn auf.

»Ich zürne Euch nicht, mein Bruder«, sprach er sanft, »so wenig wie dem König, denn ich weiß, er handelt nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf die Zuflüsterungen der ehrgeizigen, zuchtvergessenen Lady Anne Boleyn.«

»Hochwürden«, bat Cranmer, »flucht ihr nicht, bedenkt ihre Stellung. Wird sie nicht des Königs Gattin, ist sie entehrt und unglücklich fürs Leben. Ich will sie nicht entschuldigen, aber wer den König liebt, muss ihre eheliche Verbindung jetzt wünschen, denn sie wird ihn glücklich machen.«

»Ich sehe, auch Euren geraden Sinn haben die frevelhaften Reize der schönen Sünderin bestrickt«, sagte Wolsey vorwurfsvoll. »Doch Ihr seid jünger als ich und kennt die Welt noch wenig, lieber Cranmer.«

»Wer könnte dem Liebreiz, dem Zauber eines solchen Wesens widerstehen, Hochwürden, diesem Geist und dieser musterhaften, treuen Beharrlichkeit?«

»Treu?«, wiederholte spöttisch Wolsey. »Kann man von Treue bei einem Weib reden, dem die Gefallsucht und die Eitelkeit über alles geht? Mein Freund, eben weil ich den König wahrhaft liebe, widersetze ich mich dieser Verbindung. Lady Anne liebt nur den König. Ihre Treue gilt dem königlichen Titel, nach dem

sie strebt. Sie ist nicht das Weib, welches Heinrich nach ihrem Besitz auf lange fesseln wird. Die Ehre, welcher sie alles opfert, wird sie dereinst zermalmen.«

»Hochwürden, flucht ihr nicht!«, bat Cranmer.

»Nein, ich fluche ihr nicht«, erwiderte Wolsey feierlich, »ich will dem Gericht des Himmels nicht vorgreifen, das sie noch auf Erden treffen wird. Cranmer, mein Körper ist siech geworden, und des Königs Undank hat mir das Herz gebrochen, aber umso klarer ist der Blick meiner Seele geworden. Wie ein Sterbender sehe ich das Schicksal Annes vor mir aufgerollt. Ihr Sieg, ihr Triumph wird kurz sein, die Tränen der unschuldigen, frommen Katharina schreien gen Himmel um Rache. Heinrich wird Annes Herz brechen, wie das meine.«

»O, möge ich diese Stunde nie erleben!«, sagte Cranmer bestürzt, überwältigt von dem fast verklärten Wesen des Kardinals.

»Ihr werdet sie erleben«, war die Antwort in einem festen, prophetischen Ton. »Ihr werdet gleich ihr den bitteren Kelch des Leidens trinken, denn eine jede Schuld fordert ihre Sühne.³⁸ Gedenkt meiner Worte, und wenn die Unglückliche verzweifelt vergebens um Gnade fleht, mahnt sie an den Gott, der die Unschuld rächt. Nein, nein, ich fluche ihr nicht, ich werde viel mehr für sie beten, denn ...« Er zögerte. »Ich habe sie einst heiß geliebt!«

»Ihr, Kardinal?«, rief Cranmer betroffen aus. »Sprecht Ihr im Traum?«

»Nein, ich rede die Wahrheit«, entgegnete Wolsey leise, kaum vernehmbar. »Ich habe, ehe sie die königliche Braut wurde, mit

³⁸ Crammers Verurteilung zum Tode erfolgte bekanntlich unter Mary, Katharinas Tochter

unlauteren Wünschen mich am Anblick ihrer Schönheit gewei-
det. Nur meinem König hätte ich ihren Besitz abgetreten. Um
seinetwillen habe ich den Vorwurf an mir hängen lassen, dass
ich ihre Verbindung mit Lord Percy abbrach. Sie hasst mich da-
für, sie verfolgt mich bis in den Tod und raubt mir Heinrichs
Liebe! Im Gefühl meiner Schuld habe ich mich ohne Klage der
herben Strafe gebeugt, welche Gott über mich verhängt hat.
Auch ich muss sühnen, was ich einst verbochen habe. Aber
jetzt noch ein liebereiches Wort von ihren Lippen, eine trauliche,
vertrauensvolle Bitte, und ich läge ihr zu Füßen.«

»Wenn sie das wüsste!«, stammelte Cranmer.

»Sie soll es nicht wissen!« sagte Wolsey scharf, »wenigstens
jetzt nicht, so lange ich lebe. Deckt mich die kühle Erde, dann,
Cranmer, sagt ihr, was ich durch sie gelitten und dass ich ihr
verziehen habe.«

»Eure Liebe war eine hoffnungslose«, sagte Cranmer leise,
»sie ist zu tugendhaft.«

»Um meine Geliebte zu werden? Ich weiß das, aber es gab
Stunden, wo die Leidenschaft mich verblendete, wo ich mein
Seelenheil, meine Pflicht als päpstlicher Untertan vergaß und
dem Wittenberger Ketzer nicht fluchen konnte, als er die Ehe-
losigkeit der Priester verdamnte. Nichts hinderte mich, seinem
Beispiel zu folgen und eine Kette zu brechen, die mich zu einem
einsamen Leben verurteilte. Gott hat mich aus dem Sünden-
pfuhl gerettet, den bösen Geist der Versuchung von mir abge-
lenkt, doch unter schwerem Kampf.«

Er schwieg und lehnte sich erschöpft in seinem Sessel zurück.
Auch Cranmer fühlte sich unfähig, ein Wort hervorzubringen.
Mit der innigsten Teilnahme betrachtete er den einst so gefürch-
teten, so sehr gehassten Mann.

Wer ihn so sähe, und den Ausdruck tiefen Kummers, der seine schar-

fen Züge fast schön und weich erscheinen lässt!, dachte Cranmer.

Endlich erhob der Kardinal das gebeugte Haupt. »Ihr seid mein Freund und mein Beichtvater wider Euren Willen geworden, mein junger Freund«, redete er Cranmer an. »Wundert Euch nicht über mein schnelles Zutrauen. Meine Haare sind ergraut, sie haben mich Menschenkenntnis gelehrt. Ich lese es in Eurem edlen Antlitz, in Eurer Seele, Ihr werdet mein Vertrauen nie missbrauchen.«

»Nie, so wahr mir Gott helfen möge!«, rief Cranmer, abermals zu seinen Füßen sinkend. »Stets wird mir diese Stunde heilig bleiben. Gebt mir zum Abschied Euren väterlichen Segen.«

Wolsey legte seine Hand auf das Haupt des Knienden und sprach mit feierlicher Stimme: »Geht mit Gott, und was auch einst Euer Schicksal werde, bleibt ihm treu! Ihr seid zu großen Dingen berufen und zu einer glänzenden Laufbahn. Vergesst nicht, dass der Glanz der irdischen Hoheit wie ein Staub verfliegt und nur die Seele ewig bleibt. Die heilige Jungfrau möge Euch behüten und segnen, wie ich es jetzt tue!«

Er beugte sich herab und berührte mit den Lippen die freie offene Stirn des jungen Mannes.

Cranmer aber küsse die Hände des Kardinals und verließ tief bewegt das Gemach.

21.

Wolsey in der Verbannung, seine Verhaftung und sein Tod. Percy.

Am anderen Morgen bot sich der zahlreichen Menschenmenge, die sich um den Palast gereiht hatte, ein ergreifender Anblick dar. Wolsey, von seinen Dienern begleitet, trat den Weg in die Verbannung an. Er trug, anstatt des reichen, hochroten Gewandes, einen dunklen, wollenen Mantel, der einem Pilgerkleid glich. Auch sein Maultier war heute mit einem ähnlichen Tuch bedeckt.

Der Kardinal mochte auf bittere, höhnende Worte des Volkes gefasst sein, denn er warf einen ängstlichen, fast bittenden Blick auf die Menge. Allein so groß der Hass gegen ihn gewesen war, noch größer und allgemeiner war die Entrüstung gegen Anne. Instinktiertig fühlte man, dass eine Teilnahme für den verdrängten Mann eine bittere Anklage gegen die Favoritin sei.

Kaum hatte Wolsey sein Tier bestiegen, als der laute, tausendstimmig wiederholte Ruf sich erhob: »Es lebe die Königin Katharina! Nieder mit der Ketzerin! Wir wollen keine andere Königin als Katharina!«³⁹

Wolseys Antlitz belebte sich, sein trübes Auge glänzte. Freundlich und fast väterlich breitete er seine Arme segnend aus, dann ritt er langsam und feierlich durch die Straßen, von der Menge gefolgt.

Wie groß auch die Schuld war, der Anblick einer gefallenen Größe hat stets etwas, das dem Hass Schweigen gebietet und Achtung fordert.

Anne vernahm den Ruf des Volkes nicht, noch wagten es ihre

³⁹ Tatsächlich

Schmeichler, denselben ihr zu hinterbringen. Sie schwelgte an dem Anblick des reichen Nachlasses ihres Feindes. Kein Gefühl des Dankes, kein Mitleiden regte sich in ihrem Herzen, während die Stirn ihres königlichen Verehrers trübe und umwölkt blieb, und keine Freude, nur Überraschung ihm beim Anblick des Inventars entschlüpfte, welches Wolsey ihm übersandt hatte. Wohl mochte er erstaunt sein, denn er gelangte plötzlich in den Besitz einer halben Million.

Mit der Miene eines Siegers nach einer heißen Schlacht ritt die schöne Anne an der Seite des Königs in den Hof von Hampton-court ein⁴⁰ und nahm davon Besitz. Sie täuschte sich jedoch, wenn sie das Andenken Wolseys in der Brust Heinrichs erstorben glaubte.

Lord Norfolk war zu Wolseys Nachfolger ernannt worden, allein die Folge bewies bald, dass er den Kardinal nicht ersetzen konnte. Oft und viel musste Anne die Worte ihres verdrossenen Geliebten vernehmen.

»Wäre Wolsey nur noch am Ruder, alles ginge besser!«

Als aber eines Tages die Kunde zu ihm gelangte, dass Wolsey schwer erkrankt daniederliege, legte der leidenschaftliche König seinen Gefühlen nicht länger Zaum an. Er berief seinen eigenen Leibarzt Doktor Butts zu sich und befahl ihm, augenblicklich zu dem Kranken zu reisen.

»Meine Hilfe wird ihm wenig frommen, Majestät«, sprach der kühne Mann. »Er ist krank vor Sehnsucht und Schmerz. Nur ein Wort von den Lippen Eurer Majestät kann ihn dem Tod entreißen.«

»Verhüte Gott, dass wir ihn verlieren sollten!«, rief Heinrich

⁴⁰ Ein Schloss, zwei Stunden von London an der Themse gelegen und von Wolsey erbaut

erschrocken aus. »Bringt ihm diesen Ring, Butts, und versichert ihm unsere königliche Liebe und Teilnahme.«

»Süßes Liebchen«, wandte er sich zu Anne, »sendet ihm mit mir ein Zeichen Eurer Gewogenheit und nehmt dafür meinen innigsten Dank.«

Anne biss sich auf die Lippen, aber sie löste sofort von ihrem Hals eine goldene Kette und übergab sie dem Arzt mit den Worten: »Bringt ihm dieses, Sir, und bittet ihn, dass er sich pflege, und auch um meinetwillen gesund zu werden wünsche.«⁴¹

Als Doktor Butts vor den schwer erkrankten Kardinal trat und teilnehmend dessen fieberglühende Hand ergriff, schlug dieser matt die Augen auf und lächelte, als er ihn erkannte.

»Mich senden Seine Majestät und Lady Anne, Hochwürden«, sagte der würdige Mann, der sich stets als Freund Wolseys bewährt hatte. »Beide sind um Euch in ernstlicher Sorge. Seid darum frohen Mutes, es stehen bessere Tage für Euch noch in Aussicht.«

»Er hat mich nicht vergessen!«, stammelte der Kranke schwach.

»Vergessen! Edler Herr! Es vergebe kein Tag, sagt man, wo er Euch nicht sehnlichst zurückwünscht. Gebt die Hoffnung nicht auf, er lässt Euch nicht lange fern weilen.«

»Und Katharina?«, fragte Wolsey ängstlich, »habt Ihr sie gesehen? Freut sie sich über meine Ungnade?«

»Da kennt Ihr die edle Dulderin nicht, Kardinal, wenn Ihr so fragt. Sie sich freuen? Nein, sie bedauert Euch von Herzen und rief, als sie die Nachricht vernahm: Er hat nicht recht an mir gehandelt, aber ein solches Schicksal verdiente seine Liebe zu dem

⁴¹ Annes eigene Worte

König nicht.«⁴²

»Oh!«, seufzte Wolsey. »Ich möchte die eigene Zunge aus dem Mund reißen, die gegen die edle Frau gezeugt hat.«

»Und ich«, setzte Butts zornig hinzu, »habe oft den Tag verflucht, an dem meine Kunst diese unheilbringende Boleyn dem Tod entriss. Hätte ich den Grund von des Königs Teilnahme ahnen können, so wahr ich lebe, sie wäre uns nicht lange schädlich gewesen.«

Wolsey genas, aber schon wieder siegte Annes Hass über die neuerwachte Liebe Heinrichs zu ihm, denn sie wusste diesen von der Notwendigkeit zu überzeugen, den Kardinal noch weiter von London zu entfernen. Sie benutzte hierzu die Teilnahme Katharinas an Wolseys Schicksal sowie einen Brief des Papstes, in welchem Seine Heiligkeit dem König gebot, von der Buhlerin abzulassen und sich wieder zu seiner Gattin zuzuwenden.«

Verblendet vom Zorn und Misstrauen, befahl Heinrich dem kaum genesenen Kardinal, sich zu der nördlich gelegenen Grafschaft Northamptonshire zu begeben, wo er von den Spionen des Hofes genau überwacht wurde.

Hier, von seinen Bauern umgeben, abgeschlossen vom bunten Treiben der Welt und entfernt vom launenhaften Hof, suchte der arme Mann Ruhe und Frieden. Er lebte ausschließlich der Frömmigkeit und der Wohlfahrt seiner Umgebung, deren ärmlichen, verkümmerten Zustand er mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, verbesserte. Neue Häuser wurden ihnen gebaut, der bisher unbenutzt gebliebene Boden in kleinen Abteilungen den Ärmern der Dorfbewohner zum Eigentum und zur Bebauung geschenkt. Er selbst besuchte die Kranken in ihren Hütten und wusste für jeden einen Trost und eine Hilfe. Der

⁴² Geschichtlich

Staatsmann, der übermütige Günstling war gestorben, nur der menschenfreundliche, gütige Priester zeigte sich jetzt in Wolseys verändertem, veredeltem Wesen.

Dafür genoss er einen Lohn, den er am Hof sich nicht mit den reichsten Spenden kaufen konnte: wahre Liebe und Dankbarkeit. Hier erntete er Tränen der Freude und Segenswünsche anstatt Flüche.

Aber es trug eben dieses stille Glück, diese aufrichtige Ergebung nur dazu bei, sein Schicksal zu beschleunigen, indem es den Neid seiner Feinde erregte.

Die schweren Steuern, mit welchen Heinrich die Nation belastet hatte, die heimliche Aufwiegelei der Priester zugunsten Katharinas und des Papstes, noch mehr aber die Erbitterung einiger altadliger Familien, welche am Hof den Anhängern der neuen Favoritin hatten weichen müssen, brachten eine gefährdende Gärung im Norden hervor. Heinrich erfuhr genug davon, umso leichter lieh er den giftigen Einflüsterungen Annes gegen Wolsey Gehör. Ihre Vertrauten und Verbündeten mussten in seiner Gegenwart geschickt vom hohen Einfluss des Kardinals berichten, den er noch über das Volk besaß. Als diese Andeutungen vom König mit finsterem Schweigen, aber ohne weitere Folgen vernommen wurden, ersann man neue, wirksamere Tücken, um den Feind zu vernichten. Vergebens suchte Henry Wyatt, Annes Jugendfreund und nun Hofpoet, ihr Gemüt zu besänftigen, vergebens bot Cranmer alle Beredsamkeit auf, um ihre Aufmerksamkeit von dem Gefallenen abzulenken. Wolsey hatte recht prophezeit, seine Stunde war gekommen, sein Verhängnis eilte ihm auf den Fersen nach.

Diesmal hatte sein böser Geist eine männliche Gestalt in Lord Percy von Northumberland, Annes ehemaligem Geliebten, angenommen, der bis zu Wolseys Verbannung fern vom Hof auf

seinem reichen Besitztum geblieben und an der Seite einer ungeliebten Gattin ein freudloses Dasein führte. Annes Verbindung mit dem König hatte nicht die Augen des verblendeten, erbitterten Mannes über den wahren Urheber seines Unglücks geöffnet. Noch immer sah er im Kardinal seinen Erzfeind. Heinrich, diesen Irrtum benutzend, um den mächtigen Edelmann wiederum für sich zu gewinnen, forderte selbst Anne auf, ihn zu einem großen Fest einzuladen.

Percy folgte nur zu willig dem lockenden Ruf der Sirene. Bald waren die gewaltsam getrennten Herzen abermals vereint, aber in einem gemeinschaftlichen Hass- und Rachegefühl.

Dennoch wäre es ihnen nicht gelungen, ihr Opfer zu vernichten, hätte Wolsey, voll Sehnsucht nach dem Anblick seines geliebten Königs sich nicht verleiten lassen, in einem flehentlichen Brief an den Papst dessen Fürsprache anzurufen.

Der Bote, welcher den Brief nach Frankreich in die Hände des dortigen Nuntius bringen sollte, wurde aufgefangen und seine Depesche an Anne ausgeliefert.

»Seht Ihr, Majestät«, rief diese in Tränen ausbrechend, »wie der Mann immer noch gegen uns wirkt und unsere Sache zu verderben sucht! O, nie, nie, so lange er lebt, oder nicht unschädlich gemacht wird, können wir glücklich werden!«

Der König wollte die erzürnte Geliebte besänftigen, allein Anne entwand sich seinen Armen und sank ihm mit den Worten zu Füßen.

»Majestät, lasst mich in meine Einsamkeit zurückkehren, lasst mich in den Mauern eines Klosters meine verlorene Ehre begraben! Es ist umsonst, dass wir dulden und hoffen. Wir sind zu schwach, unseren Gegnern zu widerstehen!«

»Zu schwach?«, rief Heinrich gekränkt aus. »Nein, bei Gott, noch bin ich König in diesem Land und fürchte mich weder vor

Kaiser noch Papst!«

»Majestät werden glücklicher, ruhiger leben, wenn ich Unglückliche fern bin. Entlasst mich, Sire! Wenn auch mein Herz in dem Kampf bricht, kein Opfer ist mir zu groß um meines Königs Frieden!«

»Und kein Opfer mir zu groß um die Liebe meiner Anne!«, sagte Heinrich begeistert, sie aufhebend und fest an seine Brust drückend. »Hier halte ich dich und keine Macht auf Erden soll dich mir entreißen, nicht zehn Päpste uns trennen!«

»Ist das Euer Ernst, Majestät?«, sagte Lord Norfolk, in dessen Gegenwart die zärtliche Szene stattfand. »Dann gibt es nur ein Mittel: Wolsey muss durch strenge Haft von allem ferneren Verkehr mit der Welt abgeschlossen werden.«

»Das soll er«, rief Heinrich, »ich bin dieser ewigen Intrigen müde, ich will Ruhe haben! Sendet sogleich eine königliche Kommission in den Norden und weist dem Verräter eine freie Wohnung in dem festesten Zimmer des Towers an! Ich will dem Papst zeigen, dass ich ihn nicht fürchte, wenn seine Priester gegen meine Macht sich auflehnen.«

»Mein teurer, teurer König«, rief Anne aus und schlang liebkosend ihre schönen Arme um seinen Hals, »Ihr gebt mir das Leben wieder, denn nun erst weiß ich, dass Ihr mich über alles liebt!«

»Wem übergeben Eure Majestät den Befehl dieses schwierigen Auftrags?«, fragte Norfolk.

»Es bedarf der Gegenwart einer hervorragenden Persönlichkeit, denn Wolsey wird sich zur Wehr setzen und seine Umgebung ihn bis aufs Blut verteidigen.«

Anne warf einen vielsagenden Blick auf Lord Percy, den dieser verstand.

»Majestät«, bat dieser vor dem König niederknien, »lasst

mich der Überbringer Eures Befehls sein! Ich habe eine alte Schuld mit dem Kardinal abzurechnen!«

»Ha! Ihr, Lord Percy? Ja, bei allen Heiligen, Ihr seid der rechte Mann dazu! Ich darf sicher sein, dass Ihr uns treu bleibt. So beehlt Euch, sofort abzureisen, den Haftbefehl erhaltet Ihr von mir.«

»Das ist notwendig«, sagte Norfolk, »denn er wird keinem anderen Gebot gehorchen, als der wohlbekanntenen Unterschrift des Königs.«

Der Kardinal, den Sturm nicht ahnend, der gegen ihn heranzog, saß in seinem schönen, freundlichen Zimmer, in ein Andachtsbuch versunken, das er auf seinen Knien hielt. Es war früh am Morgen, eben fielen die ersten Sonnenstrahlen durch die hohen Erlen, welche das Fenster beschatteten. Obwohl noch schwach und von seiner schweren Krankheit kaum genesen, blieb er seiner alten Gewohnheit treu, die ersten Morgenstunden der Andacht zu widmen.

Da ertönte Pferdegetrappel auf dem Kiesboden des Gartens. Wolsey stand hastig auf, schaute durch das Fenster und wurde einer Schar bewaffneter Reiter gewahr, denen eine edle, hohe Gestalt voranritt. Eine frohe Hoffnung durchzuckte die Brust des Kardinals: Diese Reiter, sie kamen sicherlich im Auftrag des Königs.

Sie werden mich zu ihm bringen. Heinrich hat meine Verbannung bereut, Anne hat nachgegeben, dachte er.

Er ging selbst den Ankommenden entgegen, die abgestiegen waren und deren schwere Tritte nun auf der Wendeltreppe ertönten. Ein leutseliges »Willkommen« schwebte auf seinen Lippen, aber es verschwand, als er die trotzige, stolze Gestalt Percys erkannte.

»Auf Befehl Seiner Majestät gebieten wir Euch, uns zu fol-

gen«, sagte Percy ohne weitere Zeremonien.

»Wohin?«

»Ihr sollt zum Tower gebracht werden, dort den ferneren Willen Seiner Majestät abwarten«, war die Antwort.

»Ihr lügt!«, rief Wolsey, alle Fassung bei diesen Worten verlierend. »Der König darf Euch keinen solchen Auftrag erteilen, Lord Northumberland.«

»Hier ist die königliche Unterschrift«, versetzte Percy, ein großes Schreiben aus seiner Brust ziehend und es dem verwirrten Kardinal hinhaltend.

Wolsey öffnete es und las die folgenden Worte: »Wir befehlen Euch, Kardinal Wolsey, dem Überbringer dieses zu gehorchen und Euch, als Staatsverräter, zum Tower führen zu lassen. Heinrich Lex.«

Der Kardinal hatte den Brief mit lauter Stimme gelesen, sodass seine Worte von den nachdrängenden Dienern gehört wurden.

Ein lauter Schrei der Entrüstung und des Schreckens folgte, und der einstimmige Ruf: »Wir leiden es nicht, Hochwürden, wir werden Euch mit dem Leben verteidigen, wir alle!«

»Meine Kinder«, sprach Wolsey, sich gefasst zu ihnen hinabbeugend, »ergebt Euch wie ich dem Befehl seiner Majestät. Gott wird über seinen gesalbten Diener Wache halten. Ihr, Lord Percy, gönnt Eurem ermüdeten Gefolge eine kleine Weile zur Ruhe und Erfrischung, während ich mich zur langen Reise bereite.«

»Unser Befehl lautet, schleunigst aufzubrechen«, sagte Percy, welcher einen Aufruhr im Dorf vermeiden wollte.

Aber Wolsey würdigte ihn keiner Antwort, sondern winkte seinen alten Diener heran und begab sich in sein Schlafgemach.

Händeringend und laut wehklagend liefen die bestürzten

Diener untereinander im Schloss und im Dorf umher. Einige Stunden nur waren verflossen, als Wolsey, von einem Diener unterstützt, vor dem Haus erschien und sein Maultier bestieg. Aber schon stand eine stattliche Schar kräftiger Bauern mit Heugabeln, Äxten und Sensen vor dem Schloss aufgepflanzt. Ihre drohenden Blicke, ihre feste Haltung deuteten den Entschluss heftigen Widerstandes an.⁴³

»Es lebe die Königin Katharina! Nieder mit der Buhlerin! Es lebe unser gütiger Wohltäter, Kardinal Wolsey.«

»Zurück!« schrie Percy drohend mit gezücktem Schwert.

»Wir fürchten Euch nicht«, erwiderte ein riesiger Landmann höhnisch. »Ihr sollt unseren Herrn nicht entführen, so lange ein Mann in diesem Ort wohnt! Bringt die Metze, die verfluchte Boleyn, zum Tower. Zu mir, Kameraden! Tod den Schergen der ketzerischen Metze!«

Eine dunkle, wilde Glut übergoss Percys stolzes Antlitz bei diesem beschimpfenden Wort, die sein Ideal traf. Schon erhob er das Schwert, dadurch das Zeichen zum Kampf zu geben. Da trat Wolsey mit Hoheit zwischen ihn und den mutigen Mann des Volkes und legte seine Hand kräftig auf Percys Arm.

»Haltet ein, Mylord! Lasst mich mit diesen braven Leuten reden. Glaubt mir, sie werden mehr auf meine Worte achten, als auf Eure Waffen.«

Percy senkte das erhobene Schwert, Wolsey aber breitete seine Arme segnend über seine treuen Anhänger, dankte ihnen für ihre Liebe, empfahl sich ihrem vereinigten Gebet und ermahnte sie, als gehorsame Untertanen des Königs geduldig ihn ziehen zu lassen.

»Ich werde wieder zu Euch zurückkehren, meine Lieben«,

⁴³ Diese ganze Szene ist geschichtlich.

schloss er mit heiterer Miene. »Der König ist zu gerecht, um seinen treuesten Diener unschuldig zu verurteilen. Kehrt jetzt ruhig in Eure Hütten heim und wartet einer besseren Zukunft.«

Die trotzigsten Männer senkten tief ergriffen die Waffen und die Blicke.

»Weil Ihr es befiehlt, Hochwürden«, sagte der Anführer, »so geschehe es; aber nur, weil Ihr es verlangt!«

»Ich danke Euch!«, sagte Wolsey und reichte den Vordersten die Hände zum Kuss hin, grüßte freundlich die laut weinenden Frauen und Kinder und bestieg sein Maultier.

»Bindet ihm die Füße an den Steigbügel fest!«, gebot Percy, »damit der Verräter uns nicht entfliehe.«

»Ich bin dem Tod näher als dem Leben«, sagte Wolsey mit sanftem Vorwurfe, »doch tut, was Eures Amtes ist.«

Gefesselt und bewacht, wie der schwerste Verbrecher, zog er, von der jammernden Menge begleitet, zum Dorf hinaus.

Nachdem sie jedoch einige Stunden geritten waren, bemerkten die dem Gefangenen zur Seite Reitenden, dass das Haupt desselben plötzlich auf die Brust sank und die Zügel ihm entfielen.

Erschrocken hielt der Zug an. Man drängte sich um den ohnmächtig zusammengesunkenen Mann.

»Was fangen wir mit ihm an?«, fragte Percy verwirrt. »Wir haben noch eine Stunde bis zur Stadt Leicester.«

»Mit Verlaub, Mylord«, nahm ein junger Kavalier das Wort, »die Abtei draußen vor der Stadt liegt uns näher. Bis dahin müssen wir ihn auf seinem Tier halten und Schritt reiten, bis einer unserer Leute aus der Stadt eine Sänfte herbeigeschafft hat.«

Der Rat wurde befolgt. Ein Reiter jagte im gestreckten Galopp der Stadt zu, während man dem Gefangenen die Füße löste und ihm eine freie Bewegung gestattete. Nach einer kleinen Weile

schlug Wolsey die Augen wieder auf und gab mit einer stummen Bewegung der Hand das Zeichen zum Weiterreiten.

Zögernd gehorchte man. Langsam, Schritt vor Schritt zog der Leichenzug vorwärts.

Endlich erschien eine Sänfte, aber Wolsey weigerte sich standhaft, dieselbe zu besteigen, und Lord Percy, durch diese Wendung der Sache völlig verwirrt und einigermaßen beschämt, ließ ihn gewähren.

Die Abtei war erreicht. Von Wolseys Ankunft durch den Soldaten benachrichtigt, stand der Abt an der Spitze seiner frommen Brüder im Hof, den vornehmen Gast würdig zu empfangen.

»Herr Abt, ich komme, meine Gebeine bei Euch zur ewigen Ruhe zu legen!«, sagte Wolsey. »Gönnt mir ein Lager in dieser stillen Wohnung.«⁴⁴

»Mich und mein Haus lege ich dem hochgeschätzten Gast zu Füßen«, entgegnete der Abt und hielt dem Kardinal selbst den Steigbügel zum Absteigen.

Aber Wolsey musste von kräftigen Armen, willenlos wie ein Kind, von seinem Tier gehoben und auf sein Bett getragen werden.

Man wachte die ganze Nacht bei ihm. Gegen Morgen bat er, dass man Sir William Kingsdon, Gouverneur des Towers, welcher Percy begleitet hatte, zu ihm entbiete. Seinem Wunsche wurde willfahrt.

»Sir William«, bat der Sterbende mit matter Stimme, »wollt mich dem König empfehlen. Sagt ihm, dass ich im Tod wie im Leben ihm treu ergeben geblieben bin. Ich lege ihm meine Ungnade und meinen Tod nicht zur Last und danke dem Himmel,

⁴⁴ Seine eigenen Worte

der mich vor fernerer Schmach bewahren will. Möge Gott meine sündhafte Seele in Gnaden aufnehmen.«

Die Stimme versagte ihm. Auf ein Zeichen des Abtes zog sich Kingsdon zurück.

»Er hat nur eine kurze Zeit auf Erden«, sagte dieser, »lasst ihn mit seinem Gott ungestört.«

Tiefe, feierliche Stille herrschte in dem heiligen Gebäude und eine ängstliche Spannung in der Stadt Leicester, wo sich die Kunde von des Kardinals Befinden mit Blitzesschnelle verbreitet hatte. Aber noch stiller wurde es schon nach einigen Stunden in der kleinen Zelle, wo der arme Gefangene ruhte.

Das heftig bewegte Herz stand still in dem gebrochenen Körper. Still war der rastlose Geist, dessen Pläne einst ganz Europa beunruhigten und dessen eiserne Energie und Gewandtheit Könige zu seinen Sklaven gemacht hatte. Nachdem er seine Beichte abgelegt und das heilige Sakrament empfangen hatte, war der gefürchtete Kardinal Wolsey sanft verschieden.

Soeben tönte die alte feierliche Klosterglocke, welche die Brüder und die Frommen zur Frühmette berief. Sie läutete heute ein feierliches Totenlied.

»Gott hat sich seiner erbarmt, und seine Buße gnädig angesehen«, sprach mit tiefer Bewegung der Abt zu Sir Kingsdon. »Der himmlische Richter droben wird die Fehler seines langen Lebens vergeben, denn er starb als Märtyrer einer heiligen Sache und als ein treuer Diener der Kirche Gottes.«

»Wolsey tot! Der Verräter uns entkommen!«, rief Anne bei der Nachricht ärgerlich und jubelnd zugleich aus. »Ah! Nun bin ich gerächt, endlich, endlich!«

»Hütet Euch, Eure Freude gar zu deutlich an den Tag zu legen«, antwortete Henry Wyatt der unvorsichtigen Schönen.

»Seine Majestät möchten dieses übel deuten!«

»Wie, hat er nicht selbst ihn verurteilt?«

»Aber nicht aus freiem Antrieb«, entgegnete Wyatt ernst. »Anne, der Tod dieses Mannes belastet Eure Seele mit einer blutigen Schuld. Gott gebe, dass Ihr dieselbe nie bereuen möget. Der König liebt ihn noch und hat mit sichtbarem Schmerz die Nachricht seines Todes vernommen. Wolsey war ein großer Mann.«

»Ich muss Eurer alten Freundschaft viele Zungenfreiheit gestatten, Wyatt«, erwiderte Anne, indem sie sich mit beleidigter Miene von ihm abwandte.

»Die wahre Freundschaft hat das Recht, offen zu reden und zu warnen«, sagte Wyatt. »Auch Euer Zürnen wird mich nicht daran hindern.«

Anne wandte sich zu Lord Percy, welcher stumm an der Seite stand. Es lag ein herber Schmerz in seinen edlen, stolzen Zügen, der Anne unwillkürlich fesselte.

»Bedauert Ihr ebenso sehr den Tod des großen Mannes?«, fragte sie diesen halb spöttisch, halb zärtlich. »Ich denke, Ihr, Mylord, würdet wenigstens meine Gefühle achten.«

»Ich bedaure, Lady Anne, dass ich die Hand zu dem Henkersdienst bot«, sprach Percy sehr ernst und feierlich, »umso mehr, da ich an seinem Totenbette erst erfuhr, dass er unsere Trennung nur auf Befehl des Königs vollzog.«

»Beweise! Beweise!«, rief Anne mit erbleichender Wange und mit aufgerissenen Augen. »Es kann nicht sein!«

»Und doch verhält es sich so«, erwiderte Percy, »der Abt teilte mir das Geheimnis nach Wolseys Tod mit. Der Kranke hatte ihm die Erlaubnis hierzu in der letzten Beichte gegeben.«

»O, meine Ahnung!«, seufzte Wyatt wehmütig.

Alle Drei schwiegen, jeder in seine Gedanken versunken.

Anne brach zuerst das Schweigen.

»Und jetzt, jetzt werdet Ihr ihn rechtfertigen, Mylord.«

»Dann müsste ich Euch verurteilen, Lady Anne«, entgegnete Percy mit scharfer Stimme, »und die Rolle enthüllen, welche meine Braut in jener Sache spielte, denn Ihr müsst schon um die Liebe des Königs gewusst und mich darum aufgegeben haben.«

»Nein, so wahr ich einst selig zu werden hoffe!«, rief Anne aus. »Nein, sage ich Euch! Der Schmerz um unsere Trennung brach mir fast das Herz. Nur um mich an dem vermeintlichen Urheber meines Unglücks zu rächen, folgte ich dem König.«

»Ich will Euren Worten Glauben schenken, Lady Anne, um meiner eigenen Ehre willen. Nun aber geruht mich zu entlassen.«

»Wie? Ihr wollt mich wieder verlassen?«, rief Anne bestürzt aus, »jetzt, wo ich treuer Freunde bedarf.«

»Ihr besitzt zwei mächtige Verbündete in Eurer eigenen Liebenswürdigkeit und Anmut, Lady Anne. Ihr bedürft meiner jetzt nicht, darum kehre ich heim in meine freudlose Einsamkeit. Ich mag dem König nicht mehr begegnen, und ...« Er hielt inne, unschlüssig, ob er weiterreden dürfe.

»Und ... und was noch?«, fragte Anne.

»Ich habe Worte auf der letzten Reise vernommen, die meine Brust wie glühende Pfeile durchbohrt haben, Worte, die mein reines Ideal der Liebe, das Ideal meines jungen Herzens in den Staub werfen und es beschmutzen. Erlasst mir jede fernere Aufklärung, Lady Anne. Ich will fort von hier und von dem schönen Bild träumen, das einst mit züchtig verschämten Wangen mich liebte.«

»Percy, Ihr verachtet mich?«, rief Anne, dem Weinen nahe.

»Kein Wort mehr darüber!«, bat Percy, sie mit der Hand abwehrend. »Wenn jemals eine Stunde kommt, wo Ihr eines treu-

en Freundes bedürft, gedenkt meiner. Gebietet über mich und mein Haus. Lebt wohl, Lady Anne. Gott beschütze Euch!«

Er wandte sich rasch ab und verließ das Gemach.

»Wyatt, folge ihm«, bat Anne dringend. »O, lass ihn nicht so von mir scheiden, rede mit ihm, verteidige mich!«

Wyatt eilte dem Lord nach. Er traf ihn noch in einem der Vorzimmer und legte den Arm in den seinen.

»Ihr beurteilt Anne zu scharf, Mylord«, sagte er, aber seine eigene Stimme bebte und sein Auge war düster. »Als Eure ehemalige Braut hat sie Ansprüche auf Eure Achtung.«

»Als meine Braut liebe ich sie noch und werde es mein Leben lang tun«, sagte Percy düster, »aber die Geliebte eines Königs, die verachtete Buhlerin hat keinen Anspruch mehr an das Herz eines Edelmannes zu stellen, Sir Henry.«

»Das ist sie nicht«, beteuerte Wyatt, »ich setze darauf mein ritterliches Wort zum Pfand. Glaubt Ihr, ich würde jetzt hier stehen und für sie bitten, wenn es der Fall wäre?«

»Auch der böse Schein entehrt ein tugendsames Weib«, sagte Percy. »Der Titel der königlichen Braut schützt sie vor Beschimpfung nicht, noch wird die schwer erkaufte Krone ihren befleckten Namen bei der Nachwelt reinigen. O, Wyatt, ich habe gehört, wie das wütende, empörte Volk sie, die ich einst so innig liebte, sie wie ein heiliges Bild verehrte, als die *königliche Metze* beschimpfte. Diese Schmach werde ich nie vergessen! Mein Leben hätte ich willig hingegeben, um dieses furchtbare Wort nicht gehört zu haben!«

Wyatt erwiderte nichts. Schweigend durchschritten sie die Gemächer und erreichten das Portal.

»Hier müssen wir uns trennen«, sagte Lord Percy und drückte dem Freund die Hand. »Entschuldigt meine rasche Abreise bei Seiner Majestät, so gut Ihr es vermögt. Werdet Ihr London auch

verlassen?«

»Nein«, erwiderte Wyatt schmerzlich. »Ich werde noch hierbleiben, bis Annes Schicksal sich endlich entscheidet. Der Aufenthalt ist mir nicht minder schmerzlich als Euch, Mylord, aber ich bin es Anne schuldig, denn ich gelobte ihr einst unverbrüchliche Treue. Mag sie fehlen; ich kann sie nicht rechtfertigen, aber mein Wort halte ich ihr. In der zweideutigen, schlüpfrigen Lage, in welcher sie sich befindet, bedarf sie eines ergebenen Rates und nötigenfalls, bei ihrer Unvorsichtigkeit, eines Beschützers. Ist sie einst glücklich am Ziel, dann braucht mich die Königin von England nicht.«

Percy nickte ihm beifällig mit dem Haupt zu, drückte ihm nochmals die Hand, und dann schieden sie.

Anne erwartete mit Ungeduld Percys Rückkehr. Als sie jedoch erfuhr, dass er abreisen werde, unterdrückte sie ihren beleidigten Stolz und rief gleichgültig aus: »Nun, so lassen wir ihn ziehen. Ich brauche den Trotzkopf nicht zu meinem Glück. Bleibt mir doch Henry getreu«, fügte sie mit sanftem Lächeln hinzu, indem sie ihm die Hand reichte.

»Treu wie Euer Schatten«, sagte dieser, ihre Hand küssend, »hart, aber rein wie dieser Edelstein, der Eure zarte Hand schmückt, wird die wahre Freundschaft allen Stürmen Trotz bieten.«

22.

Papst und König

Aufregung, Schrecken und Zorn herrschten am päpstlichen Hof. Wolsey, der Gewaltige, die treue Hand des Papstes, tot, in Ungnade gestorben! Die Ketzlerin Anne Boleyn zur Marquise von Pembroke ernannt und sie selbst feierlich in den Besitz der königlichen Wohnung eingesetzt, aus der die unglückliche, bammernswerte Katharina verstoßen worden war. Der Rat des jungen Theologen Cranmer, eine Entscheidung des Ehestreites durch eine Parlamentsversammlung, ohne des Papstes Gutheißen, zu erhalten – das alles war wohl geeignet, die Gemüter der päpstlichen Anhänger zu erschrecken und zu verwirren. Aber das Maß war noch nicht voll. Heinrich hatte, wütend über Katharinas beharrliches Appellieren an die Gerechtigkeit des Papstes und über des Letzteren unschlüssiges Zögern, eine nicht unbedeutende Flotte nach Italien gesandt, mit dem Befehl, wenn die gehoffte Entscheidung nicht bis zu einem festgesetzten Termin erfolge, Truppen zu landen und den Papst gefangen nach England zu führen.

Auf der anderen Seite drohte der Kaiser ebenfalls Seiner Heiligkeit auf den Leib zu rücken, falls er es wage, seine Nichte Katharina der Furcht vor Heinrich zu opfern. Dagegen versprach er eine ungeheure Summe Geldes in die allezeit leeren Kassen des Papstes fließen zu lassen, im Falle er die königliche Ehe vollgültig und bindend erkläre.

So gedrängt von zwei mächtigen Potentaten, wäre selbst dem Mutigsten der Entschluss schwer geworden, für einen schwachen, unschlüssigen Charakter aber geradezu unmöglich.

Früh am Morgen wurden eines Tages die vertrauten Kardinä-

le zu einem ernsten Rat in das päpstliche Gemach berufen. Aber die Glieder befanden sich in keiner besseren Lage als ihr hohes Haupt, denn auch sie wussten keinen anderen Rat zu erteilen, als dass im Notfall Seine Heiligkeit im Geheimen sich seinen Feinden durch die Flucht entziehen solle.

Campeggio hatte bis dahin ein tiefes Schweigen beobachtet. Als aber der Papst ihn aufforderte, auch seine Ansicht auszusprechen, antwortete er ruhig: »Wenn ich es wagen darf, offen zu reden, so würde ich Euch raten, jetzt diese Sache zum Schluss zu bringen.«

»Wieso?«, fragte hastig der Papst.

»Indem Eure Heiligkeit den Willen König Heinrichs erfüllt.«

Ein Ausruf der höchsten Verwunderung entfuhr der Versammlung bei diesem unerwarteten Ausspruch. Der junge Cardinal Reginald, der ehemalige Verlobte der Prinzessin Mary von England, erhob sich mit zorniger Miene von seinem Sessel.

»Nie darf Seine Heiligkeit das tun!«, rief er fest. »Das hieße, die Ehre der ganzen christlichen Kirche schänden! Katharina ist Heinrichs angetraute Gattin. Den Statthalter Christi wird nicht um der Laune einer Buhlerin willen, ein geheiligtes Band lösen.«

»Still!«, rief der Papst aufgeregt aus. »Campeggio, lasst uns Eure Gründe zu diesem Vorschlag ruhig erörtern. Wir kennen Eure Treue gegen unsere Person und Eure Welterfahrung zu gut, um zu bezweifeln, dass Ihr ohne Überlegung so reden würdet.«

»Meine Ansicht, Heiliger Vater«, antwortete der Legat, »ist auf einen langen Aufenthalt in jenem Land gegründet. Umsonst zieht sich der päpstliche Stuhl den Zorn Heinrichs zu, wenn er die Ehescheidung verweigert, denn der König will geschieden werden. Er wird Anne Boleyn auf den Thron von England er-

heben, mit oder ohne des Papstes Einwilligung. Der Wunsch des Königs, in einer zweiten Ehe einen männlichen Erben zu erhalten, wurde nicht erst durch die Persönlichkeit der Boleyn geweckt. Wir wissen, dass sogar der Kardinal Wolsey, hochgeachteten Andenkens, im Stillen um eine französische Prinzessin warb.«

»Aber diese Prinzessin war eine rechtgläubige Katholikin«, unterbrach ihn der Papst. »Diese Ehe hätte der Sache unserer heiligen Kirche nicht geschadet, während die Boleyn als Ketzerin und Anhängerin des Wittenberger Mönchs die Pestlehre verbreiten und ohne Zweifel den König ebenfalls in das ewige Verderben der Ketzerei locken würde.«

»Ich glaube, man tut der Boleyn Unrecht«, entgegnete Campeggio ruhig, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen. »Es ist wahr, dass sie die ketzerischen Schriften liest und sogar dem König die Evangelien in die Hände gespielt hat. Allein noch ist sie eine gläubige Katholikin.⁴⁵ Ein Wort von Eurer Herrlichkeit rettet sie uns und durch sie ... England.«

»Erklärt Euch deutlicher«, sagte der Papst.

»Ihre Stellung, ihre Ehre erheischen die Ehe, Eure Heiligkeit. Von ihrer Dankbarkeit haben wir alles zu erwarten, von ihrer Erbitterung alles zu befürchten. Anne Boleyn ist keine gemeine, noch gewöhnliche Frau. Ihr Geist besitzt eine männliche Energie, ihr Herz die Schlauheit eines erfahrenen Diplomaten. Was ihr an theologischer Gelehrsamkeit mangelt, wird ihr neuer tüchtiger Freund und Anwalt Cranmer ersetzen, der ebenso freisinnig denkt wie Anne.«

»Kennt Ihr diesen?«, fragte der Papst.

»Persönlich nicht, Eure Heiligkeit, aber es ist nur eine Stimme

⁴⁵ Historisch

über ihn, dass er die reichsten Kenntnisse besitzt.«

»Könnten wir ihn nicht für uns gewinnen?«, fragte ein Kardinal aufmerksam. »Er dient einer schlechten Sache, und solche Männer sind nicht unbestechlich.«

Campeggio aber schüttelte das Haupt. »Cranmer wird sich nie zu uns herüberziehen lassen«, antwortete der Legat. »Es ist seine redliche Überzeugung, dass die Ehe mit der Witwe eines Bruders gegen die kanonischen Gesetze sei. Darf die Kirche aus Staatsklugheit eine derartige Verbindung schließen, so kann dieselbe Macht auch solche lösen. Des Königs Vertrauen hat diesen Mann mit Leib und Seele gewonnen, und in Anne sieht er den glänzenden Stern, der die Nation nach seiner Ansicht erleuchten wird, indem sie die neue Irrlehre in England einführt.«

»Ihr glaubt, Anne werde dies wagen, und dennoch ratet Ihr, dass sie Königin werde?«, fragte der Papst betroffen.

»Ja, ich rate es, Heiliger Vater. Denn wenn Anne ihre Krone aus Eurer geweihten Hand empfängt, bleibt sie Euch zeitlebens verbunden. Als Königin wird sie in der Befriedigung ihrer weiblichen Eitelkeit, in Vergnügungen und kostbaren Festen die Lust verlieren, sich mit der Theologie abzugeben. Ich füge noch hinzu, dass König Heinrich sich erboten hat, ein Jahr lang den Sold der päpstlichen Truppen und des päpstlichen Haushaltes zu bestreiten.«

»Was er nur halten kann«, rief Reginald Pole heftig erbittert aus, »indem er das königliche Heiratsgut der unglücklichen Katharina opfert.«

»Das Geld wäre jedenfalls besser so angewandt, als wenn es in die Koffer der leichtsinnigen Geliebten ginge«, sagte der alte finstere Kardinal di Rimona.

»Wenn aber Eure Vorhersagung nicht einträfe«, fragte der Papst Campeggio, »wenn die Boleyn als Königin dennoch sich

von der heiligen Kirche entfernte?»

»Dann«, sagte der Legat, indem ein unheilvolles Lächeln um seine dünnen Lippen spielte, »wäre auch noch nicht alles verloren, Eure Heiligkeit. Heinrich ist wankelmütig und eifersüchtig in hohem Grade, Anne kokett wie alle Weiber. Schenkt sie ihm keinen Sohn, dann haben wir nur für eine schöne Rivalin zu sorgen, und wir erleben es, dass Heinrich seine dritte Gemahlin wählt.«

»Wahrlich, der Plan lässt sich hören!«, rief der Papst bewundernd aus. »Wir können die Boleyn stürzen, sobald sie uns unbequem wird. Was dünkt Euch, ehrwürdige Väter?«

»Dass es ratsam wäre, namentlich angesichts der drohenden Kriegsgefahr, nachzugeben. Eure Heiligkeit ist das Haupt der Kirche. Kein Mittel ist unerlaubt, wenn es gilt, Euer Leben zu beschirmen.«

»Der Himmel ist mein Zeuge!«, sagte der Papst, »ich weiche in dieser Angelegenheit nur der bewaffneten Macht. Ich gebe nach, um mein Volk nicht den Schrecken der Verheerung eines erbitterten Feindes zu opfern. Kardinal Pole, es tut mir leid, Ihr wisst, wie sehr wir Eure königliche Verwandte, die erhabene Dulderin Katharina schätzen und lieben. Aber unsere edle königliche Schwester würde nicht dulden, dass um ihretwillen Blut in dieser heiligen Stadt flöÙe.«

»Nicht um ihretwillen, Heiliger Vater, erbittet Katharina Eure Hilfe, um ihrer Tochter willen, deren Erbe durch eine zweite Ehe gefährdet wird.«

»Das wolle Gott verhüten!«, rief der Papst aus. »Wir machen es zu unserer ersten Bedingung, dass der Prinzessin ihr natürliches Recht der Erstgeburt unangetastet bewahrt bleibe.«

Hier trat der Leibdiener des Papstes ins Gemach.

»Was bringt Ihr?«, fragte Seine Heiligkeit rasch, da er die Auf-

regung in dessen Mienen las.

Der Kämmerer warf sich demütig vor dem Haupt der Kirche nieder und berichtete.

»Soeben kommt ein Kurier von Ancona. Er sagt, er bringe Eurer Heiligkeit wichtige Nachrichten.«

»Lasst ihn sogleich zu uns«, befahl der Papst.

Der Bote war ein Offizier der päpstlichen Armee.

»Ich bringe Eurer Heiligkeit frohe Botschaft«, sprach er jubelnd. Die englische Flotte ist im vollen Rückzug und auf der Flucht oder Heimkehr. Die Gefahr, welche Euer erhabenes Haupt bedrohte, ist von Euch abgewendet.«

»Ihr sprecht in Rätseln«, rief der Papst, »erklärt Euch deutlicher, Mann! Bei der heiligen Jungfrau, Ihr spannt uns auf die Folter!«

»Die englische Flotte wurde bei Palermo unerwartet von einer kaiserlichen angegriffen und ihr eine heiße Schlacht geliefert, in der die Kaiserlichen siegten. Italien ist von diesen Barbaren gerettet, wieder unter dem Schutz des Adlers!«

Die Kardinäle sprangen von ihren Sitzen auf und drängten sich um den Papst.

»So mögen immer die Feinde des heiligen apostolischen Stuhles, die Widersacher des heiligen Statthalters Christi vernichtet und mit Schande bedeckt werden!«, riefen sie aus.

Reginald Pole aber warf sich vor dem Papst nieder und küsste inbrünstig den Saum von dessen Talar, indem er bewegt sagte: »Der Himmel streitet für die edle verstoßene Christin. O, möchte Eure Heiligkeit in dieser wunderbaren Rettung den Willen Gottes erkennen und kräftiglich den Arm der geistlichen Gewalt der weinenden Unschuld leihen! Erhabener Herr und Vater der christlichen Kirche! Geruht in meinen Bitten Katharinas flehende Stimme zu vernehmen, die Tränen der verstoßenen

Mutter und Tochter zu trocknen!«

Der Papst kämpfte sichtlich mit sich selbst. Eine tiefe Bewegung gab sich in seinen Zügen kund. Er reichte huldreich dem jungen Kardinal, seinem Liebling, die Hand zum Kuss und hob ihn von seinen Knien auf.

»Wie die Sachen jetzt stehen, dürfen wir es wagen, der Stimme des Herzens allein zu gehorchen«, sprach er. Dabei aber warf er einen fragenden, unschlüssigen Blick auf seine Umgebung.

»In der Tat, der Himmel hat hier durch ein sichtbares Wunder sich für die Königin erklärt«, sagte der älteste Kardinal. »Unter dem Schutz des erhabenen Kaisers können wir unerschrocken dem englischen König Trotz bieten und den entscheidenden Ausspruch tun. Schon die Verpflichtung der Dankbarkeit gegen unsern edlen kaiserlichen Retter treibt uns dazu.«

»Was meint Ihr, Kardinal Ambrosio?«, fragte der Papst.

»Dass Eure Heiligkeit noch ein starkes Mittel unversucht gelassen hat, Heinrich zur Besinnung zu bringen«, antwortete Ambrosio, »ein Mittel, welches oft den stolzesten Nacken im Purpurmantel gebeugt hat, und das dem Papst von unserem Heiland selbst durch den heiligen Apostel Petrus in die Hände gegeben ist, um die Widerspenstigen zu züchtigen.«

»Ha! Das Interdikt!«, rief der Papst aus. »Wahrlich, Kardinal, unser erhabener Apostel hat Euch das Wort eingegeben. Wir werden unverzüglich dasselbe ausfertigen lassen, und Ihr, meine ehrwürdigen Väter, tragt dafür Sorge, dass es zugleich in allen Ländern bekannt gemacht werde, namentlich durch unsere Diener unter dem englischen Volke. Mut, Kardinal!«, wandte er sich freundlich zu Pole, »der König wird dieser schweren Strafe nicht widerstehen. Er wird sich reuevoll uns unterwerfen und seinen eigenen Willen demütig dem unsrigen fügen.«

»Es wird nicht genügen«, sagte Pole schwermütig, »und das

Herz der Königin mit neuem Schmerz erfüllen, Heiliger Vater.«

»Dann, bei der heiligen Jungfrau, werden wir nicht länger säumen«, sagte der Papst.

»Dem Harren und Wortkriege soll rasch ein Ende gemacht werden. Ich will zeigen, dass der Papst über dem König steht. Katharinas Ehe soll von uns, im Namen unseres heiligen Apostels, kraft der Gewalt, die uns im Himmel und auf Erden gegeben ist, vollgültig und heilig bindend erklärt werden. Lasst sehen, ob der stolze König noch ferner den Mut hat, an seiner Buhlerin festzuhalten. Zieht Euch zurück, ehrwürdige Väter, und überlasst mich der Ruhe und der Sammlung des Gebets.«

Die Kardinäle verbeugten sich tief und verließen das Gemach.

Indessen aber näherte sich Campeggio dem Kardinal Pole, legte zutraulich seine Hand auf dessen Arm und durchschritt mit ihm die weiten Säle.

»Was haltet Ihr von dem Vorschlag mit dem Interdikt?«, fragte Reginald leise den Legaten.

»Dass wir dadurch die beiden Hauptsachen verlieren, welche wir zu retten streben.«

»Die wären?«

»England und Katharina. Beide gehen dadurch unrettbar verloren. Das Interdikt treibt den König zum Äußersten und in die offenen Arme der Feinde des römischen Stuhles.«

»Aber wenn der Papst feierlich die Ehe bestätigt, wird Heinrich nicht wagen, die Boleyn zu seiner Gemahlin zu machen.«

»Er wird es tun, glaubt meinen Worten. Was die Reize Annes nicht vermöchten, wird der Zorn und der Eigensinn vollenden. Wehe uns, wenn Heinrich von England mit seinem Beispiel Europa die Lehre beibringt, dass die königliche Gewalt über der geistlichen stehe.«

»Noch hört man wenig, dass die Irrlehre dieser Protestanten

in England Wurzel fasste«, sagte Pole.

»Weil sie es bisher nicht wagten, so lange Heinrich wie ein fester Schild der Kirche dastand, als ›Verteidiger des Glaubens‹⁴⁶. Sie warten nur ein Zeichen ab, um ans Tageslicht zu treten, und das wird vom Thron und von Cranmer ausgehen.«

»Die arme Prinzessin!«, seufzte Pole, »was wird Marys Los und Stellung werden?«

Campeggio zuckte die Achseln. »Das muss die Zukunft lehren. Hat Heinrich keinen Sohn, so fällt der Thron naturgemäß der Prinzessin zu. Unter ihrer rechtgläubigen Regierung wird die katholische Religion sich in neuer Glorie aus dem Staub erheben.«

»Gott gebe es«, sagte Pole, »dann wäre mein großes Opfer nicht vergebens gewesen.«

»Ihr liebt sie noch, Sir Reginald?«, fragte Campeggio mit einem bedeutsamen Lächeln.

»Nun, kein Wunder, sie ist eine wonnigliche Blume und fromm wie die Madonna, deren Namen sie trägt.«

»Ja, ich liebe Mary noch!«, sagte Reginald mit begeistertem Blick. »Ich werde sie lieben, so lange ich lebe, obwohl ich der Macht der Verhältnisse weichen musste, die uns trennten, und ihrem Besitz entsagen.«

»Ihr habt den besseren Teil erwählt, Sir Reginald«, erwiderte Campeggio, »den Dienst der heiligen Kirche für die irdischen Bande der Liebe vertauscht. Ihr seid noch jung, eine glänzende Laufbahn steht Euch bevor, als der Liebling eines Kaisers und eines Papstes.«

»Ich habe nicht nach der Ehre getrachtet«, sagte Pole traurig und mit einem Anflug von Ironie um den schönen Mund. »Der

⁴⁶ Defender of the faith

Kaiser wünschte mich, den einfachen Edelmann, nicht zum Gemahl der künftigen Königin von England, was Mary nach dem Tod ihrer jünger Brüder werden sollte. Er wusste meine Ansprüche zu beseitigen, indem er den Heiligen Vater gewann und dieser mich beredete, in der Kirche Dienst zu treten. Die Politik hat abermals an uns das Herzens- und Lebensglück zweier Liebenden zerstört. Aber es ist vorbei, vorbei! Mir ist nur das eine geblieben, dass ich für die edle Geliebte beten und für ihr Recht kämpfen darf.«

»Die Prinzessin scheint Euch mit gleicher Liebe zugetan zu sein«, sagte Campeggio. »Sie hat mehrmals eine Verbindung mit einem auswärtigen Fürsten abgelehnt.«⁴⁷

»Ich weiß es«, erwiderte Reginald, »die Königin schrieb es mir. Die Nachricht hat mich betrübt, aber auch zugleich erfreut. Oh, wüsste sie, welchen furchtbaren Kampf mir der Entschluss, ihr zu entsagen, gekostet hat und noch kostet.

Bisher fand ich Ersatz für meinen Verlust in den Briefen, die mir durch treue Seelen zukamen, aber jetzt wird es auch wohl mit diesem einzigen Trostmittel vorbei sein.«

»Wer weiß«, sagte der Legat mitleidig. »Die Gouvernante, welche sie bei sich hat behalten dürfen, ist ihr mit Leib und Seele ergeben. Das arme Mädchen wird bitterlich die Trennung von ihrer Mutter empfinden.«

»Trennung?«, rief Reginald bestürzt aus, »wer hat sie getrennt?«

»Ihr wusstet nicht, dass Katharina allein in Ihre Verbannung nach Campthill⁴⁸ hat ziehen müssen? Es tut mir leid, Sir Reginald, Euer liebendes Gemüt noch tiefer betrüben zu müssen.«

⁴⁷ Geschichtlich

⁴⁸ Ein Schloss in der Nähe von London

»Sagt mir alles, Legat«, bat Reginald aufgeregt. »Wo befindet sich Mary?«

»Nun, einstweilen auf ihrem eigenen Schloss, aber sie hat den strengsten Befehl erhalten, keine Annäherung an die Mutter zu suchen. Nur Briefe sind den Unglücklichen gestattet; aber auch diese werden selbstverständlich von den Spionen Annes überwacht.«

»Ah, diese neue Folter hat die Boleyn ersonnen! Durch den Verlust der Tochter hofft sie, Katharinas Entschluss zu beugen und sie zu einem freiwilligen Verzicht auf ihre ehelichen Rechte zu zwingen!«

»So ist es«, antwortete Campeggio, »aber die Tyrannei wird an der noch festeren Mutterliebe scheitern. Gerade um Marys willen entsagt Katharina dem Thron nicht. Sie bleibt taub gegen alle Vorstellungen des feilen Parlaments sowie des Königs und beharrt auf ihrem Ausspruch, nur der päpstlichen Entscheidung sich fügen zu wollen. Doch wir müssen uns jetzt trennen, Sir Reginald. Wollt Ihr mir ein Schreiben an die Königin anvertrauen? Verlasst Euch auf meine Treue bei der Besorgung desselben.«

»Habt Dank, ehrwürdiger Herr«, sagte Reginald. »Ich werde von Eurer Huld Gebrauch machen. Gottes Segen über Euch!«

»Und sein Frieden über Euer Haupt«, sagte der Kardinal-Legat und trat in seinen Palast, während Reginald mit gesenktem Haupt ebenfalls zu seiner Wohnung zurückkehrte.

Campeggio hatte aus Teilnahme für den jungen Edelmann, den er sehr liebte, demselben nicht die volle Wahrheit mitgeteilt. Er hatte ihm verschwiegen, dass seine angebetete Mary schwer darniederlag. Gram und Kummer um die Zerstörung ihres jungen Liebesglückes, der heftige Schmerz über das Losreißen von der teuren Mutter hatte den schwachen Körper des

Mädchens gebrochen, ihr eine Krankheit zugezogen, von der sie zwar nach Monaten wieder genas, welche aber den Keim zu dem langen schmerzlichen Leiden zurückließ, das ihr ganzes späteres Leben vergiftete und ihre Seele verbitterte.

Vergebens flehte Katharina um die einzige Gunst, an das Bett ihres Kindes eilen zu dürfen. Heinrichs Herz, die geheimen Einflüsterungen seines guten Geistes, die ihn nachgiebig gestimmt hätten, wusste Anne zu verhärten und zu ersticken.

Sie selbst hatte, gleich nach Katharinas Abreise aus der königlichen Wohnung, deren Gemächer in Westminster und Windsor eingenommen.

Hier saß sie im königlichen Glanz als die unbestrittene Beherrscherin des Königs. Eine kleine Tapetentür in ihrem Schlafzimmer führte in die Gemächer des Königs. Dieser hatte selbst die Braut feierlich in ihre Wohnung geführt und lächelnd ihr mit einem zärtlichen Blick den kleinen Schlüssel zu derselben überreicht.

»Möge die Stunde bald schlagen, welche diese Tür für die treue Liebe öffnet«, flüsterte er.

Anne errötete heftig und legte den Schlüssel in eine Schatulle von Ebenholz.

Wenn ich dich wieder aus deinem Versteck hervorziehe, dachte sie dabei, dann bin ich Königin von England!

Ende des ersten Bandes